Glauben und Wissen.
1905. III. Jahrgang. — Heft 8. August.



Das Wunder, seine religiöse Bedeutung und sein Zweck.

(Schluß.)

Auch Jesus, der göttliche Stifter des Christentums, der in Knechtsgestalt herabstieg und sich den Kräften und Gesetzen der Natur unterwarf, hat, solange er unter uns als Mensch wandelte, durch den Glauben, durch sein unerschütterliches Vertrauen zum Vater, der ihn gesandt hatte, jene Kräfte und Gesetze der irdischen Welt überwunden und sich die Natur untertan gemacht. In dem göttlichen Meister war der Glaube nicht gehemmt und beschränkt durch Zweifel, deshalb konnte er Wunder tun, die der gewöhnliche betende Mensch nicht zu tun vermag.

Jesus hat aber seine Wunder nicht um dieser Wunder selbst willen getan, sie lagen vielmehr in der Verlängerungslinie seiner irdischen Mission; sie gehörten in den Rahmen der christlichen Heilsordnung. Das Geistig-Göttliche seiner Lehre, das Innere mußte in einem Äußeren einen entsprechenden Ausdruck erhalten. Darum sind die Wunder Jesu als die sichtbaren, sinnfälligen Siegel seiner Offenbarung und seiner göttlichen Mission aufzufassen. Der Mensch ist ein geistiges und zugleich sinnliches Wesen und diesem Umstande, diesem Dualismus hat Jesus in seiner Lehre und seinem wundertätigen Wirken Rechnung getragen. Seine Offenbarung war eine Offenbarung nach zwei Seiten; sie war ein auf das Fleisch und ein auf den Geist gerichtetes Zeugnis. Das äußere Zeugnis Jesu in seinen Wundern ist darum nicht weniger wichtig als sein inneres Zeugnis im Geist.

Es gibt viele Menschen, die das Wunder Christi als etwas Untergeordnetes und durchaus Nebensächliches hinstellen möchten. Das ist aber nicht richtig. Die Auffassung vom Wunder als eines Untergeordneten gleicht der Auffassung eines in den schwindelnden Höhen der Abstraktion sich bewegenden idealistischen Denkers, der da meint, der Erfahrung, der Sinnenwelt, der wirklichen Dinge entraten zu können und dieses alles als etwas Nebensächliches ansieht. Die sichtbaren Dinge

sind für das abstrakte, verknüpfende Denken, doch erst das Material, die Grundlage, auf der sich die höhere Gedankenwelt aufbauen kann. Auch die Wunder Christi waren für die damals lebende Welt die sichtbaren Grundsteine seiner Lehre und seines geistigen Zeugnisses, wie sie es auch heute noch sind.

Entfernen wir aus dem Christentum die großen äußeren Tatsachen, die Wunder, so zerbrechen wir die geschichtlichen Pfeiler, auf denen das Christentum seit 1900 Jahren ruht. Der Grund und Fels im Christentum und die wirkende Kraft unseres Glaubens ist und bleibt der historische Christus mit seinen Wundern, wie er uns in den Evangelien entgegentritt. Der geschichtliche Christus ist der Erlöser der Menschheit, nicht aber ein Christus als „symbolische Personifizierung des rein geistigen Erlösungsprinzips."

„Wer dieses Überbleibsel der Christologie betrachtet," — sagt Eduard von Hartmann mit Recht — „wird finden, daß es denn doch etwas gar zu dürftig und unbedeutend ist, um auf Grund desselben die Zugehörigkeit zum Christenglauben zu behaupten, von welchem die Gottheit und Erlöserschaft Christi abgestreift und die Dreipersönlichkeit Gottes ebenso wie die Freiheit und Unsterblichkeit ausgeschieden ist."

Wer den biblisch-historischen Christus und sein Wunderwirken in Frage stellt, der kann sich ihm auch nicht gläubig vertrauend nähern, in dem kann er nicht, wie Paulus sagt, Gestalt gewinnen. Paulsen sagt und viele sagen es mit ihm: „Nicht aus dem Verstande, aus logisch metaphysischen Spekulationen oder auch aus den historischen Beweisen von der Wahrheit dieser oder jener Geschichte, sondern aus dem Herzen kommt der Glaube."

Gewiß kommt der Glaube aus dem Herzen, aber der Glaube ist doch unmöglich, wenn der Gegenstand des Glaubens, in diesem Falle also der biblisch-historische Christus und sein wundertätiges Wirken überhaupt in Zweifel gezogen wird. Der erste äußere Anstoß zum religiösen Glauben bleibt immerhin zunächst ein Fürwahrhalten des Glaubensobjekts, also hier ein Fürwahrhalten des geschichtlichen Zeugnisses, ein Sich-beugen unter den Gehorsam des biblisch-historischen Christus.

Die Zersetzung des Christentums und der religiöse Niedergang sind zum Teil gerade dadurch entstanden, daß man das historische Christusbild kritisch zerzaust hat. Wenn man offen und ehrlich sein will, so muß man auch zugeben, daß vielfach das, was sich voraussetzungslose Kritik genannt hat, doch im tiefsten und geheimsten Grunde getragen war von dem Bemühen, die äußeren Siegel der Offenbarung, die Wunder Jesu von seinem Werke loszubrechen. Die auf ihre Voraussetzungslosigkeit Pochenden standen im Banne der modern-naturalistischen Auffassung, die das Wunder für unmöglich erklärt, weil es angeblich mit der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens in Widerspruch steht. Es mußte und sollte also dieser Stein des Anstoßes auf irgend einem Wege beseitigt werden. Was der Rationalismus mit seinen Künsteleien und Eiertänzen, mit seinen Versuchen das Wunder natürlich zu erklären, nicht vermocht hatte, das sollte dann die neue, die kritische Methode leisten. Indessen hat auch

diese neue Methode, die moderne Bibelkritik, in der uns der Flügelschlag und das Rauschen des rationalistischen Geistes so unverkennbar entgegentritt, versagt.

Die Auffassung, daß die Schriften des neuen Testaments in späterer Zeit entstanden und unecht seien, kann nicht mehr aufrecht erhalten werden, nachdem Professor A. Harnack, das Haupt der Ritschlschen Schule, die willkürlichen Hypothesen eines Strauß und Baur über den Haufen geworfen, und die Echtheit der ersten christlichen Literaturdenkmäler nachgewiesen und zur Anerkennung gebracht hat.

„Es hat eine Zeit gegeben," sagt Harnack, — „ja das große Publikum befindet sich noch in ihr —, in der man die älteste christliche Literatur einschließlich des neuen Testaments als ein Gewebe von Täuschungen und Fälschungen beurteilen zu müssen glaubte. Diese Zeit ist vorüber. Für die Wissenschaft war sie eine Episode, in der sie viel gelernt und nach der sie viel vergessen muß."

„Die Voraussetzungen der Baurschen Schule nun sind, man kann fast sagen, allgemein aufgegeben; allein nachgeblieben ist in der Kritik der altchristlichen Schriften ein unbestimmtes Mißtrauen, ein Verfahren, wie es ein böswilliger Staatsanwalt übt oder wenigstens eine kleinmeisterliche Methode, die sich noch immer an allerlei Einzelheiten heftet und von ihnen aus wieder die deutlichen und entscheidenden Beobachtungen zu argumentieren sucht."

Wenn diese ältesten Urkunden samt und sonders von Wundern sprechen, die Jesus im Leben getan hat und von solchen, die sich bei seinem Tode und nach seinem Tode ereignet haben, sind wir dann geschichtlich berechtigt, dieses Zeugnis zu verwerfen, ein Zeugnis, das von Menschen stammt, die durch den göttlichen Meister, durch sein Wirken und Leben auf eine ganz besonders hohe sittliche Stufe hinaufgehoben waren?

Auch Professor Harnack, der zwar „der unerschütterlichen Überzeugung ist, daß, was in Raum und Zeit geschieht, den allgemeinen Gesetzen der Bewegung unterliegt, daß es also in diesem Sinne, d. h. als Durchbrechung des Naturzusammenhanges, keine Wunder geben kann", verwirft die geschichtlichen Wundererzählungen nicht schlechtweg und sagt: „Berichte lediglich deshalb als ganz unbrauchbar zu verwerfen oder in eine spätere Zeit zu rücken, weil sie auch Wundererzählungen enthalten, entspricht einem Vorurteile."

„Wir sehen, daß ein fester Wille und überzeugter Glaube einwirken auch auf das leibliche Leben und Erscheinungen hervorrufen, die uns wie Wunder anmuten."

Verwerfen wir die geschichtlichen Zeugnisse von Menschen, wie die Jünger Jesu es waren, dann steht überhaupt nichts mehr fest in der Geschichte, dann hört menschliches Zeugnis auf, für uns irgendwie verbindlich zu sein. Man müßte sich denn gerade die Auffassung Voltaires, der den positiven Glauben mit den furchtbarsten Waffen des Zynismus und Spottes bekämpft hat, zu eigen machen, die dahin ging, das Christentum sei eine aus dem alexandrinischen Platonismus entstandene Reihe von Erdichtungen und Täuschungen.

Aus Betrogenen seien die Jünger zu Betrügern und Fälschern geworden,

die ihre Sache mit den unwürdigsten Mitteln und Mätzchen von Wundererzählungen gestützt hätten.

Die Jünger hätten sich demnach um gemeiner Lügen und Mätzchen willen foltern, martern und töten lassen. Darüber braucht man wohl kaum ein Wort zu verlieren, eine solche Ansicht richtet sich selbst.

Die Jünger waren felsenfest überzeugt von den Wundern Jesu und besonders das Auferstehungswunder gab ihnen Kraft und freudigen Mut, die Lehre des Meisters aller Welt zu verkündigen und die Fahne des Christentums nicht nur in Judäa, sondern auch in Rom und Griechenland aufzupflanzen.

Wenn nun den Wunderleugnern der Gegenwart die alltägliche Erfahrung keine Wunder vor Augen stellt, ist es dann berechtigt, an der Hand dieser ihrer beschränkten Erfahrung zu behaupten, es seien nie Wunder geschehen? Als das erste Leben — ein völlig neues, noch nie dagewesenes — in den Kreis der irdischen Erscheinungswelt eintrat, geschah etwas, was die Kräfte der Natur überstieg. Wenn wir nun heute nicht mehr Zeugen jenes ersten Vorganges sein können, so müssen doch alle diejenigen, die sich nicht dazu entschließen können, das Leben auf blinden Zufall, auf eine Urzeugung durch einfache zufällige Stoffmischung zu erklären, jenes Wunder anerkennen.

Es ist daher unhaltbar, wenn Zeller folgendermaßen folgert: „Wenn es sich um die Glaubwürdigkeit einer Wundererzählung handelt, so heißt das mit andern Worten: was ist wahrscheinlicher, daß hier in Wirklichkeit etwas geschehen ist, was der Analogie unserer gesamten Erfahrung widerstreitet, oder daß die Überlieferung, welche ein solches Geschehen berichtet, falsch ist? Mit dieser Fragestellung ist auch die Antwort gegeben. Denn da sich die Wahrscheinlichkeit einer Annahme eben nur nach ihrer Übereinstimmung mit andern als wahr anerkannten bemessen läßt, und da uns in unserer Erfahrung von ungenauer Beobachtung, ungetreuer Überlieferung, absichtlicher und unabsichtlicher Entstellung zahllose Beispiele vorliegen, von einem sicher beglaubigten Wunder dagegen kein einziges, so läßt sich der Fall denken, in welchem der Historiker es nicht ohne allen Vergleich wahrscheinlicher finden müßte, daß er es mit einem unrichtigen Bericht, als daß er es mit einer wunderbaren Tatsache zu tun habe. Wenn daher Strauß die Wunder als schlechtweg ungeschichtlich behandelt, so tut er, was er als voraussetzungsloser Kritiker tun muß.“

Sind etwa die Erfahrungen Zellers, oder die eines David Strauß der absolute Maßstab, an dem die Erfahrungen der Geschichte überhaupt, und im einzelnen die Erfahrungen derer, die um die Person Christi einst standen, gemessen werden müssen? Wenn ich ein Kaktusgewächs vor mir stehen sehe, an dem ich keine Blüten beobachte, habe ich dann ein Recht, auf Grund dieser meiner gegenwärtigen Beobachtung und Erfahrung, zu sagen, der Kaktus habe noch nie geblüht, und diejenigen, die es behaupten, hätten sich getäuscht oder sie wollten mich täuschen? Auch die Erscheinung Christi und sein wunderbares Wesen und Wirken bedeutet für die Menschheitsgeschichte das plötzliche Hervorbrechen einer Blüte als eines ganz neuen und noch nicht erlebten. Wenn die Schulweisheit, die nicht ahnt, daß es noch mehr Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, als sie sich träumen läßt, wenn die Er-

fahrung dieses oder jenes Forschers auf exaktwissenschaftlichem Gebiet als letzte und höchste unfehlbare Instanz feierlichst ausgerufen würde, dann würden wir in eine Sackgasse geraten und mit unserm Wissen und Glauben bald am Ende sein.

Manche sind geneigt, die Wunder durch die Visions- und Halluzinationshypothese zu erklären d. h. durch Erscheinungen bezw. Sinnestäuschungen. Demnach müßten die wetterharten Leute, die ehemaligen Fischer, die Zeugen der Wunder Christi waren, sämtlich krank gewesen sein, müßten — physiologisch beurteilt — an Blutarmut oder Blutüberfüllung des Gehirns gelitten haben. Und woher kam es, daß die Jünger Jesu alle die gleiche Vision hatten und dasselbe Vorstellungsbild nach außen projizierten?

Es wird erzählt, daß beim Verscheiden Jesu die Erde erbebte, daß die Felsen zerrissen, daß eine Finsternis über das Land kam, daß der Vorhang des Tempels zerriß.

Es wäre in der Tat sehr kühn, auch hier von inneren visionären Täuschungen sprechen zu wollen, oder man müßte gerade diese Berichte, weil sie sich in den Rahmen der Visionshypothese nicht einfügen lassen, aus der Reihe der wunderbaren Geschehnisse um die Person Christi herausstreichen.

Die Wunder beim Tode des Erlösers waren die gewaltigen Symbole des welterschütternden Dramas auf Golgatha, eines Ereignisses, dessen Wellen eine zweitausendjährige Geschichte ungeschwächt durchziehen. Als der Weltheiland sein Haupt neigte, wurde die Erde in ihren Fugen und Festen erschüttert, die gewaltige Ursache rief eine dementsprechend gewaltige Wirkung hervor, die Felsen zerrissen, die Sonne verlor ihren Schein, die Toten erschienen, der Tempelvorhang, der jetzt seine Bedeutung verloren, zerriß; die in Dunkel gehüllte, weinende trauernde Natur war ein Symbol der großen Klage im Himmel, wie einst der Stern über Bethlehem ein sichtbares Symbol der großen Freude gewesen war.

Der Hauptmann und alle, die bei ihm waren, erschraken sehr und sprachen: Wahrlich dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen. Und alles Volk, das dabei war und zusah, was da geschah, schlug an seine Brust und wandte sich um.

Es haben somit wohl alle die, die vom Tode Jesu wußten und das Kreuz umstanden, das Gefühl gehabt, daß die Naturereignisse mit dem, was hier geschehen, in ursächlichem Zusammenhange ständen; selbst der aufgeklärte Heide, der römische Hauptmann, hat sich diesem Eindrucke nicht entziehen können. Was beim Verscheiden Jesu geschah, waren göttlich gewirkte Wunder, denn wenn man auch selbst das Erdbeben als ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Ereignis auf dem Kalvarienberge erklären wollte, so bliebe denn doch immer noch das Zerreißen des Tempelvorhanges eine naturwissenschaftlich ungelöste Frage.

Auch das große Auferstehungswunder[1]), das die Kritik am meisten beschäftigt und die meisten Kopfzerbrechen verursacht hat, läßt sich vom Standpunkte der rein historischen Überlieferung nicht anders erklären, als wie es sich die Jünger erklärt

---

1) Vergl. zu dem Folgenden auch den Aufsatz „Er lebt“ S. 113 vom Jahrgange 1904 dieser Zeitschrift.

haben und wie es die gläubige Gemeinde noch heute deutet. Man mag sich stellen, wie man will, man mag hier abbröckeln und dort zusetzen, alle die Hülfshypothesen, die man bis jetzt herangezogen hat, decken den geschichtlichen Tatsachenbericht nicht und lassen einen unaufgelösten Rest zurück.

Es ist gewiß, daß die Jünger Jesu felsenfest an die Auferstehung des Meisters glaubten und daß diese Überzeugung als Kern und Stern ihres religiösen Bewußtseins, den festen Grund ihres Lebens, die Hoffnung und den Trost ihres Sterbens bildete. Als Jesus gestorben war, war ihr Herz traurig und verzagt, sie hatten gehofft, er werde Israel erlösen und nun war nach ihrer Meinung alles aus. Da kam die Osterbotschaft und sie gab ihnen Mut und Kraft, für Christus, den Gekreuzigten und nun Auferstandenen, mit ihrem Zeugnis einzutreten und aller Welt zu verkündigen, was geschehen war, was Jesus gelehrt und getan. Die Worte der Jünger: „Jesus ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden," drücken ihr Erstaunen, aber auch gleichzeitig ihre tiefe Überzeugung von der Wahrheit des Geschehenen aus.

Die Scheintodhypothese eines Hase, Schleiermacher ist vom streng geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet innerlich halt- und kraftlos; sie steht nicht nur durchaus im Widerspruche mit dem, was vorausgegangen war, mit der Kreuzigung und allen Leiden, die Jesus zuvor erduldet, mit der Tatsache, daß beim Öffnen der Seite durch einen Lanzenstich Wasser und Blut der Wunde entfloß, was eine starke Zersetzung der Leibessäfte beweist, sondern sie steht vor allem auch im Widerspruche mit dem Wesen und sittlichen Charakter Jesu. Dieser läßt es ganz unmöglich erscheinen, daß der Meister die Jünger über das, was wirklich geschehen, über ihr Mißverständnis nicht aufgeklärt haben sollte.

Auch die Visionshypothese scheitert an den nackten geschichtlichen Überlieferungen der neutestamentlichen Literatur. Es ist denkbar, daß ein Mensch von schwachen Nerven durch visionäre Erscheinungen, die er für Wirklichkeit hält, genarrt wird, es ist aber undenkbar und steht mit aller Erfahrung in Widerspruch, daß ein Dutzend Menschen zu gleicher Zeit halluzinieren und daß in dem einen Falle „fünfhundert Brüder" dieselbe täuschende Vision gehabt haben sollten?

Aber selbst angenommen, die Jünger seien durch krankhafte Phantasie getäuscht worden, so bleibt doch die Frage nach dem leeren Grabe eine ungelöste. Wo war der durch Kriegsknechte bewachte Leichnam geblieben? — Haben ihn die Jünger etwa heimlich gestohlen und mit der Menschheit ein gemeines Gaukelspiel getrieben, wie es sich der Spötter Voltaire gedacht hat? Man lese hier übrigens Matth. 28, 11—14. Eine solche Annahme hieße — wie schon erwähnt — den Glauben an die Menschheit, den Glauben an menschliches Zeugnis aufgeben. Die Auferstehung Christi ist eine geschichtlich gut bezeugte Tatsache und wie fest die Apostel an diese Tatsache glaubten, beweist u. a. auch der von der Kritik unangefochtene erste Brief an die Korinther, wo Paulus im 15. Kapitel, Vers 3—8 sagt: „Denn ich habe euch zuvörderst gegeben, welches ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben sei für unsere Sünden, nach der Schrift; und daß er begraben sei, und daß er auferstanden sei am dritten Tage, nach der Schrift, und daß er gesehen worden ist

von Kephas, danach von den Zwölfen. Danach ist er gesehen worden von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal, deren noch viele leben, etliche aber sind entschlafen. Danach ist er gesehen von Jakobus, danach von allen Aposteln. Am letzten nach allen ist er auch von mir, als einer unzeitigen Geburt, gesehen worden." Weiter heißt es Vers 14: „Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist euer Glaube vergeblich." Dieses gewaltige Zeugnis des Völkerapostels beweist, daß nicht, wie einige glauben, nach und nach ein Wundersagenkreis um die Person Jesu gewoben worden ist, sondern daß die Überzeugung von der Auferstehung des Heilandes in der ersten Christengemeinde eine festgewurzelte war.

Es gibt auch solche, die an einer leiblichen Auferstehung Christi Anstoß nehmen; sie meinen, Jesus sei nur geistig — ohne den Körper — auferstanden. Aber, ganz abgesehen, daß sich diese Hypothese wiederum mit dem leeren Grabe nicht deckt, ist sie mit dem Umstande nicht in Einklang zu bringen, daß Jesus seinen Jüngern leiblich, mit den von der Kreuzigung herrührenden Nägelmalen und Wunden, erschien.

Wie Jesus im Leben seinen irdischen Leib als Werkzeug seiner Offenbarung an die Menschheit benutzt hat, so hat er auch nach seinem Tode sich dieses Leibes bedient, um sich den Jüngern zu zeigen, um ihnen sagen zu können: tastet und sehet, ich bin kein Geist, denn ein Geist hat weder Fleisch noch Bein. Sogar das Brot hat der Auferstandene mit ihnen gebrochen. Über allen Zweifel hinaus wollte er die Überzeugung seiner Auferstehung in den Herzen der Jünger befestigen, und dazu bedurfte es des Leibes als eines sinnfälligen, sichtbaren Mittels.

Wie er einst durch die Kraft des göttlichen Willens den schon in Verwesung übergegangenen Leib des Lazarus in das Leben zurückrief, so hat er auch seinen eignen Leib noch einmal in den Rhythmus des Lebens zurückgezogen und die stofflichen Elemente desselben den physiologischen Gesetzen und Bewegungsbahnen gemäß gerichtet. Das, was schon zerfallen und zersetzt war, mußte sich wieder seinem Willen fügen. Der Urleib, der geistige Körper zwang sein in den Tod hinabgesunkenes stoffliches Abbild wieder in das alte Verhältnis zurück. Der in den Zeitraum zwischen Geburt und Tod auseinandergezogene natürlich körperliche Werde- und Wachstumsprozeß wurde kraft göttlichen Willens bei der Anferstehung in den Zeitraum eines Augenblicks zusammengedrängt. Jesus erschien daher seinen Jüngern in dem wenige Tage zuvor abgelegten irdischen Gewande. Aber dieses irdische Gewand war in die Verklärung seines geistigen Leibes hinaufgehoben. Er war jetzt der absolute Herr dieses Leibes, dem er sich, so lange seine irdische Mission an die Menschheit dauerte, nach dem Willen des Vaters, nach dem großen göttlichen Heilsplan, unterworfen hatte. Er konnte den Jüngern nur in diesem wieder zum Leben zurückverordneten Leibe erscheinen, er konnte ihnen nur so seine Nägelmale und Wunden zeigen. Aber er konnte diesen Leib auch wieder in jedem Augenblicke in seine Urbestandteile zurück verflüchtigen, er konnte ihn zerstäuben und dadurch vor den Blicken der Apostel verschwinden.

Wer an die Wahrheit des Wortes glaubt, „Der Geist beherrscht den Körper," wer den Geist für den Beweger des Stoffes hält, wer da glaubt, daß Gott die Welt regiert, daß er als der Gesetzgeber über dem Gesetze steht, dessen Verstande

wird sich das Auferstehungswunder ohne Schwierigkeit fügen. Das leibliche Erscheinen Jesu ist auch gleichzeitig ein Zeugnis dafür, daß unsere nachirdische Existenz nicht leiblos und nicht stofflos sein wird. Wir sind in alle Ewigkeit an einen Leib gebunden, der Leib ist die Voraussetzung unserer persönlichen Fortdauer. Der geistige Leib, der Urleib oder Kraftleib wird am Tage der großen Erkenntnis, am Tage der Auferstehung einen Leib anziehen, der zwar nicht verweslich, aber dennoch stofflich ist. Es wird ein Leib sein höherer Ordnung, von höherem Stoff, von anderer Art als unser jetziger grobstofflicher Körper, der nur ein vorübergehend angenommenes, aus der Stoffwelt herangezogenes, aus Stoff gewirktes Kleid ist, das wir im Tode ablegen, wie man ein veraltetes und zermorschtes Gewand ablegt.

Jesus ist der Erstling unter denen, die da schlafen und seine Auferstehung ist uns ein festes Zeugnis und sichere Gewähr, daß auch wir nicht im Tode bleiben, daß wir ihm nachfolgen werden. Durch dieses große Wunder ist dem Tode der Stachel genommen. Ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel, so wird das Christentum zu einer Fabel, zu einem saft- und kraftlosen Schemen. Brechen wir diesen Grund- und Eckstein aus dem Gebäude des Christentums heraus, legen wir an dieses Wunder und an die Wunder überhaupt Bresche, verwerfen wir den geschichtlichen Christus, wie ihn die Evangelien uns überliefert haben, so stürzt die Religion des Christentums in sich zusammen.

Eine Religion ohne Übernatürliches, ohne Offenbarung und Wunder, eine sogenannte natürliche Religion, die die menschliche Vernunft zur obersten Richterin erhebt und den irrenden Verstand als höchste Instanz, als entscheidend in allen Fragen und dunkeln Rätseln des Daseins ansieht, ist keine Religion im wirklichen Sinne.

Drückt die Religion das Verhältnis des Menschen zu Gott aus, so ist es in erster Linie klar, daß der Mensch allein dieses Verhältnis nicht bestimmen kann, sondern daß es Gott im Wege einer Offenbarung an die Menschheit bestimmen muß. Die Werkzeuge der göttlichen Offenbarung sind die Propheten und Gesandten Gottes, und die Wunder, die sie taten, waren die Beglaubigung und die äußern Siegel ihrer Sendung. Auch Jesus, den Träger der höchsten göttlichen Offenbarung an das Menschengeschlecht, haben seine Wunder nach der Seite des Sichtbaren, als den Gesandten einer höheren Welt, als den Sohn Gottes gekennzeichnet. Christus, in dem sich der tiefste und gewaltigste Durchbruch göttlicher Offenbarung verkörpert, ist und bleibt darum der Mittelpunkt der ganzen Menschheitsgeschichte.

Wer an der Überzeugung festhält, daß die Geschichte nicht bloß ein mechanisch und zufällig Gewordenes, ein durch blinde Kausalität Bedingtes ist, der muß sich auch unter die erhabene Gestalt Christi beugen und dem wird es nicht schwer werden, anzuerkennen, daß seine Mission eine göttlich-überweltliche gewesen ist, daß aber ferner diese göttliche Mission gekennzeichnet war durch ein die Naturkräfte übersteigendes, die Natur bezwingendes Wirken.

So gewiß wie sich in unserem Handeln und Wirken der Geist offenbart, so gewiß offenbart sich Gott in der Geschichte des Menschengeschlechts und führt sie

einem letzten Zwecke und Ziele entgegen. Ist der Ursprung und der Urstand des Einzelnen in Gott, ist unser Leben eine Bewegung nach Gott, dem ersten Beweger, hin, so ist auch die Geschichte ein Prozeß, der in Gott Richtung und Ziel hat, ein Prozeß, dessen Ende der Anfang einer höheren Wirkenswelt, einer Ewigkeitswelt ist.

Christus, der fleischgewordene Gesandte dieser Ewigkeitswelt, ist für den Einzelnen wie für die Geschichte der Menschheit ein alles andere überragender gewaltiger Wegweiser nach Gott hin, er ist die Sonne am Firmamente der geistigen Welt, in der sich auch diejenigen sonnen, die ihn nicht anerkennen wollen als das, was er gewesen ist, — denen es als „gebildeten Europäern" Unbehagen verursacht, daß er „mit den Gesetzen der Natur in Widerspruch stehende Wunder gewirkt haben soll." Aber mußte denn nicht der Königssohn auch äußerlich zeigen, wer er seiner geistigen Mission nach war? Wenn er sagte: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden," dann hat er uns in seinen Wundern, als den gewaltigen Denkmälern seiner übernatürlich-göttlichen Kraft, den sichtbaren Beweis geliefert, daß sein Zeugnis von sich ein Zeugnis der Wahrheit war. Wer dieses Zeugnis nicht anerkennt, der kann sich auch nicht mehr mit gutem Recht Christ nennen und muß mit David Strauß sagen:

„Wenn wir nicht Ausflüchte suchen wollen, wenn wir nicht drehen und deuteln wollen, wenn wir Ja Ja und Nein Nein bleiben lassen wollen, kurz, wenn wir als ehrliche und aufrichtige Menschen sprechen wollen, so müssen wir bekennen: wir sind keine Christen mehr." Das ist ebenso folgerichtig gedacht und gesprochen wie Bismarck folgerichtig gedacht und gesprochen hat, als er als evangelischer Christ bekannte:

„Als Gottes Willen kann ich nur erkennen, was in den christlichen Evangelien geoffenbart worden ist." W. Kuhaupt.



Rudolf Eucken und seine Stellung zum Problem der Entwicklung.

Es dürfte für die Leser dieser Monatsschrift nicht uninteressant sein, einmal etwas aus dem Gedankenkreis eines Mannes heraus zu hören, der heute in der Philosophenwelt vielleicht die erste Stelle einnimmt. Ich meine den Jenenser Philosophen Rudolf Eucken. Ich habe den hohen Wert seiner Philosophie schon vor 10 Jahren erkannt und habe ihm in meinem Lehrbuch der „Geschichte der neueren Philosophie seit Hegel" (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht) schon damals die erste Stelle zuerteilt. Seitdem bin ich in Zeitschriften jeglicher Färbung für diese Philosophie eingetreten und habe die Freude, heute zu sehen, daß Euckens Gedanken bereits

in die allerweitesten Kreise gedrungen sind. Kein Wunder, daß daher meine Broschüre: „Rud. Euckens Welt- und Lebensanschauung“ (Langensalza, Beyer u. Söhne) mit lebhafter Freude begrüßt wurde, um so mehr, als sie in die nicht ganz leicht verständliche Euckensche Philosophie auch Nichtphilosophen einzuführen sich bemüht. Ich will heute nicht näher auf Euckens System hier eingehen, das soll vielleicht später einmal geschehen; heute sei aus der Fülle seiner Gedankenarbeit ein Problem herausgegriffen, das für unsere ganze Zeit nicht ohne größte Bedeutung ist, das Problem der Entwicklung. Wie stellt sich dieser große Philosoph zu dieser wichtigen Frage der Gegenwart?

Es gibt wohl kaum eine Überzeugung, bei der alte und neue Denkweise so hart zusammenstoßen wie die Entwicklungslehre, wie sie zu vollem Siege für das Ganze des Lebens und der Arbeit durch Darwin gebracht ist. Darwins Lehre hat besonders darin ihre starke Seite, daß sie aus genauester Durchforschung ihres besonderen Gebietes Begriffe gewinnt, die einer unermeßlichen Ausdehnung nach allen Richtungen fähig scheinen; er hat, wie Helmholtz sich ausdrückt, alle vereinzelten Gebiete aus dem Zustande einer Anhäufung rätselhafter Wunderlichkeiten in den Zusammenhang einer großen Entwicklung erhoben und an die Stelle einer Art künstlerischer Anschauung bestimmte Begriffe gesetzt. Dieses Verdienst Darwins erleidet nach Eucken dadurch keinen Abbruch, daß die Schranken der Selektionslehre mit ihrer natürlichen Zuchtwahl und ihrem Kampf ums Dasein immer deutlicher erkannt werden; denn es bleibt bestehen, daß durch ihn das Problem in eine neue Lage gebracht, daß die Entwicklungsidee auch auf dem Gebiet des organischen Lebens gesichert und zugleich zum Ganzen einer Weltanschauung erweitert ist. Nun gilt es nicht mehr eine fertig vorhandene Wirklichkeit anzueignen, sondern einer werdenden zur Vollendung zu verhelfen, jetzt heißt es, sich ganz und gar der Bewegung der Zeit hinzugeben und das Handeln den Forderungen der jeweiligen Lage möglichst genau anzupassen. Das muß alle Lebensgebiete aus der Starrheit aufrütteln und in frischesten Fluß bringen, das gibt z. B. der Gesetzgebung und der Erziehung eine weit engere Beziehung zur Zeit und erfüllt sie mit den Aufgaben der lebendigen Gegenwart. Ein großer Umschwung zur Wahrheit scheint vollzogen, sofern nicht mehr das Werden aus dem Sein, sondern das Sein aus dem Werden verstanden wird. Das alles hat seine Wahrheit und sein Recht, einen solchen Strom von Tatsächlichkeit aufhalten zu wollen, wäre unbesonnen. Gehen aber Welt und Leben nun wirklich gänzlich darin auf? Hören wir, was Eucken darüber sagt!

Im Darwinismus sind die beiden Hauptgedanken der Deszendenz und der Selektion deutlich auseinander zu halten. Die Deszendenzlehre ist von so verschiedenen Seiten her bestätigt und hat eine so außerordentliche Fruchtbarkeit erwiesen, daß über sie in der Wissenschaft kaum noch ein Streit waltet. Dagegen hat die Selektionslehre, die zeitweise die Forschung überwältigend fortriß, mehr und mehr Widerstand gefunden. Daß sich das ganze Reich der Formen lediglich aus einer Ansammlung zufälliger, individueller Variationen (Abänderungen), durch ein blindes Zusammentreffen und tatsächliches Beharren, ohne irgendwelche Gesetzlichkeit

aufbauen solle, das hatte den überwiegenden Zug der Philosophie von Anfang an gegen sich, das hat sich mehr und mehr auch der Naturwissenschaft als unzulänglich erwiesen.

Aber merkwürdig, dieselbe Selektionslehre, die auf ihrem eigenen Gebiete mehr und mehr kritisch behandelt und eingeschränkt wird, gewinnt darüber hinaus noch immer an Boden. Weithin unterliegt die Zeit der Neigung, hier auf möglichst einfache Anfänge zurückzugreifen, die den Menschen in der nächsten Nähe des Tieres zeigen, und die Bewegung aufwärts nicht auf einen inneren Trieb, sondern auf ein allmähliches Weitergestoßenwerden durch die äußeren Notwendigkeiten, als eine Anpassung an die Umgebungen und Lebensbedingungen zu verstehen. Das aber ist grundverkehrt. Zunächst wird dadurch das Geistesleben von vornherein zu einer bloßen Erscheinung am Menschen herabgesetzt und aller Selbständigkeit beraubt, und alle geistigen Werte werden von Grund aus durch die Unterordnung unter das Nützliche zerstört. Ein Gutes — Recht, Ehre, Liebe, Treue —, das wegen seiner Nützlichkeit, d. h. als ein bloßes Mittel für die sinnliche Lebenserhaltung, ergriffen wird, erfährt damit eine innere Umwandlung und verliert den Charakter des Guten. Ebenso müßte es dem Begriff der Wahrheit ergehen, wenn er zu einer bloß zweckdienlichen Anordnung unserer Vorstellungen sänke. Dazu widersteht einer solchen Herabwürdigung des Lebens das innere Erlebnis, das gewisseste [illegible] allem, was wir kennen; denn mag über die nähere Fassung des Guten und [illegible]en noch so viel Streit walten, mag der einzelne noch so wenig von jenen [illegible]en berührt sein, als bloße Lebensmöglichkeiten sind sie Tatsachen, die sich schlechterdings nicht wegerklären lassen und die den Gesamtanblick unserer Wirklichkeit verändern. Ja, noch mehr! Wird unser ganzes Seelenleben in ein mechanisches Getriebe von Elementarkräften verwandelt, so gibt es kein Leben aus dem Ganzen, kein Denken, kein erlebendes Subjekt, so müßte der Urteilende auch sich selbst zum Verschwinden bringen und alle geistige Arbeit als eine Irrung einstellen. So lange er das nicht tut und nicht tun kann, widerlegt er durch die Form der Aussage ihren Inhalt, bestätigt er durch die Verneinung selbst, die als wissenschaftliche und allgemein gültige Wahrheit vorgetragene Verneinung, die Existenz eines dem Naturprozeß überlegenen Geisteslebens.

Zu diesem Widerspruch, innerhalb der geistigen Arbeit ihre eigenen Grundbedingungen aufzuheben, gesellen sich Verwicklungen der näheren Ausführung. Wunderlich ist vor allem, daß jene Preisgebung aller selbständigen Geistigkeit und jene Bindung an die bloße Natur als eine Erhöhung und Befreiung gepriesen wird. Denn genauer betrachtet, verliert mit jener Wendung das Leben allen Sinn und Wert. Alle unsägliche Mühe und Arbeit des Menschen wie der Menschheit, aller Aufbau der Kultur mit ihrer weiten Verzweigung, sie hätten keine andere Aufgabe, als das sinnliche Dasein zu erhalten, auf einem ungeheueren Umwege zu leisten, was das Tier so viel leichter und einfacher erreicht. Nun aber sind wir trotz alledem denkende und urteilende Wesen, wir haben den Mittelpunkt eines Selbst und können nicht umhin, darauf alle Erfahrung zu beziehen. Und so müssen wir denn jene Inhaltslosigkeit als eine Leere empfinden, die um so unerträglicher wird,

als diese Zusammenhänge nicht die mindeste Hoffnung bieten darüber hinauszukommen, und als uns vielmehr das sinnlose Getriebe des Naturprozesses unerbittlich festhält. Ist eine trostlosere Lebensgestaltung möglich als diese mit ihrem Verlangen unablässiger Arbeit ohne allen inneren Ertrag, ihrer fieberhaften Aufbietung aller Kräfte zur Erringung eines völlig leeren Daseins? Müßte es nicht drängen, ein solches schlechterdings nicht lebenswertes Leben schleunigst von sich zu werfen? Statt dessen hören wir von geistiger Befreiung, von einem Siege der Vernunft, von einem unaufhörlichen Fortschritt der Menschheit reden.

Eucken findet weitere Verwicklungen nach der methodologischen Seite hin. Ethik, Rechtslehre, Ästhetik — alles strebt zu den tierischen Anfängen zurück und sucht in ihnen den Schlüssel für alle weiteren Bildungen. Die Festlegung aber bei den ersten Anfängen enthält nicht eine Bekräftigung, sondern eine Leugnung der Entwicklung. Sind ferner die ersten Anfänge so einfach und klar, daß sie sonst dunklen Gebieten Licht zuführen könnten? Gestalten wir nicht notwendig ihr Bild beständig nach dem jetzt erreichten Stande? So geraten wir auf jenem Wege erst recht ins Dunkel, es ist nicht ein gerader Weg, sondern ein Umweg, wenn wir bei hypothetisch ausgedachten Anfängen eine Erklärung höherer Stufen suchen.

Das alles wendet sich gegen die Entwicklungslehre, sofern sie nach ihren Maßen das ganze Leben gestalten will. Aber Eucken zeigt auch, wie selbst im Gesamtgedanken der Entwicklung weit mehr Probleme stecken als man meint. Gewöhnlich wird viel zu leicht, wo irgend Bewegung vorliegt, ein Fortschreiten, eine Entwicklung im Sinne eines unablässigen Aufsteigens angenommen. Es liegt dem Menschen nahe, jede nicht augenscheinlich nachteilige Veränderung als einen Fortschritt zu deuten. Er sieht, was der Lauf des Lebens an Neuem bringt, und vergißt darüber, was gleichzeitig an Altem verloren geht, und ebenso fühlt leicht jede Zeit sich selbst als den Höhepunkt des Ganzen, weil sie den eigenen Inhalt und danach alles Übrige mißt; eine künstlerische Zeit schätzt nach der Kunst, eine technische nach den technischen Leistungen, und doch stehen diese Leistungen nicht selten gegen frühere weit zurück. Auch das Bedenken wird von Eucken gegen die Entwicklung nicht vergessen, daß sie leicht verführt, die Bewegung ausschließlich als ein Werk äußerer oder innerer Notwendigkeit zu verstehen, daß sie den Menschen in ein zu passives Verhältnis zur Umgebung bringt. Der Fortschritt scheint hier nur an dem Menschen, nicht auch durch ihn zu erfolgen, nicht eigenen Eintretens und eigener Entscheidung zu bedürfen. So geschah es in der romantischen Entwicklungsidee, welche ein stilles und sicheres Wachsen von innen heraus alle Gestaltung hervorbringen ließ und damit den Antrieb zu eigener Tätigkeit lähmte; so kann es auch geschehen, wo die bewegende Kraft in sinnliche Naturtriebe und äußere Notwendigkeiten gesetzt wird. Hier wie da gefährdet die Entwicklung den ethischen Charakter des Lebens, zerstört sie die Grundbedingung einer wahrhaftigen Geschichte: ein immer neues Hervorbrechen ursprünglichen Lebens, die Verwandlung alles Empfangenen in eigene Tat und Gegenwart. Während das menschliche Geistesleben seinen eigentümlichen Charakter vornehmlich durch den Zusammenstoß

von Schicksal und Freiheit erhält, wird von einer absoluten Entwicklungslehre die Freiheit dem Schicksal gänzlich aufgeopfert.

Ja, der Zweifel geht noch tiefer, er kehrt sich überhaupt gegen die Verwandlung der ganzen Wirklichkeit in einen Prozeß. Bis in seine elementarsten Grundformen hinein verlangt und erweist nämlich das Geistesleben eine beharrende Art. Ein Wahres für heute oder morgen ist ein Unding. Was irgend wahr ist, das gilt für alle Zeit oder vielmehr ohne alle Beziehung zur Zeit. Auch was wir als gut erachten und schätzen, das gilt damit als wertvoll nicht aus dem Gesichtspunkt einer besonderen Zeitlage, sondern unabhängig von aller Zeit, aus einer zeitlosen Ordnung der Dinge. Auch Begriffe wie Persönlichkeit und geistige Individualität sind ohne die Überlegenheit des Geisteslebens gegen die Zeit nur leere Trugbilder.

Diese zeitüberlegene Art des Geisteslebens erscheint besonders deutlich im Aufbau einer Geschichte; denn eine Geschichte im menschlichen Sinne ist durchaus nicht ein bloßes Nacheinander von Ereignissen, ein Dahinschwimmen des Menschen mit dem Strom der Zeit. Vielmehr ist alle Geschichte menschlicher Art eine Gegenwirkung gegen die Flucht der Erscheinungen, ein Versuch, den Strom irgend zum Stehen zu bringen. Um die Vergangenheit innerlich mitzuerleben, müssen wir uns von der Zufälligkeit der Gegenwart befreien und an ihrem Bestande Wesentliches und Zufälliges, Wertvolles und Gleichgültiges scheiden. Sollte eine solche Scheidung möglich sein ohne irgendwelche dem Wandel der Zeit überlegene Maßstäbe?

Bei solcher Lage der Dinge verbietet sich schlechterdings die Auslieferung des ganzen Lebens an die Bewegung. Mag das Bewußtsein lediglich von ihr erfüllt sein, die Arbeit hat ihrer Flucht immer ein Gegengewicht in irgendwelchem Bleibenden gegeben. So haben selbst die extremsten Vorkämpfer der naturwissenschaftlichen Bewegungslehre irgendwelche Ergänzung der Bewegung anerkannt, sowohl in der Lehre vom Beharren des Stoffes und der Energie als in der Zurückführung aller Erscheinungen auf unveränderliche Gesetze. Auch die Philosophen haben die Entwicklung nicht zur Zentralidee ihrer Gedankenwelt machen können, ohne ein der Veränderung überlegenes, ja sie umspannendes Beharren anzuerkennen.

Welcher Art sind daher die Forderungen für einen neuen Lebenstypus?

Eucken zeigt, daß es vor allem gilt, gegenüber jener drohenden Verflüchtigung des Lebens einen festen Halt zu finden. Einen solchen kann ihm die Außenwelt nicht bieten, da wir sie ja immer nur durch unsere Seele hindurch erleben und daher auch das Festeste draußen uns beweglich werden würde, wäre das Seelenleben gänzlich der Bewegung verfallen. Eine Festigkeit gewährt auch nicht das unmittelbare Seelenleben; denn hier wogt Mannigfachstes durcheinander, und in buntem Wirbel verdrängt die eine Erscheinung die andere. Wir müßten also zu irgendwelcher geistigen Tätigkeit vordringen, welche, fest in sich selbst gegründet, auch das übrige Leben zu befestigen verspräche. Eucken findet dieselbe im Geistesleben, das ihm eine besondere, neue Art der Wirklichkeit bildet, welcher sowohl das wissenschaftliche Denken als auch das sittliche Handeln sich unterzuordnen und einzufügen haben. Ohne ein Gegründetsein des Menschen in einer dem natürlichen Dasein

überlegenen und doch im Lebensprozeß unmittelbar gegenwärtigen Geisteswelt wäre die Aufnahme des Kampfes mit der Flucht der Zeit und der Sinnlosigkeit der bloßen Bewegung aussichtslos und selbst das Streben danach unbegreiflich. Wie das weiter zu denken ist, — darüber ein andermal! Otto Siebert.



In der Stadt Polykarps.

Es war am Sonntag Jubilate, als ich dem Ende einer herrlichen Seereise entgegensah, die mich an der Küste des heiligen Landes, Syriens und Kleinasiens vorübergeführt hatte. Am nächsten Morgen in aller Frühe sollten wir im Hafen von Smyrna einlaufen. Leichten Herzens ging ich zum letztenmal in meiner Kabine zur Ruhe mit der Sonntagslosung: „Jauchzet dem Herrn alle Welt", der mich auf Adelers Fittichen sicher geführet. Nach erquickendem Schlaf war ich am andern Morgen schon früh wieder auf Deck, wo sich mir ein prächtiger Anblick darbot. Um uns das grün-blaue mittelländische Meer mit seinen vielen Schiffen aus aller Herren Ländern. Vor uns am Ufer sich weithin ausdehnend das gewaltige Häusermeer der ungefähr in der Mitte der zerrissenen Vorderseite Kleinasiens an einem geräumigen, tief in das Land einschneidenden Meerbusen gelegenen Stadt Smyrna. Mit Recht nennt man sie „die Fürstin Anatoliens". Majestätisch erheben sich aus dem Gewirr der weißgrauen, größern und kleinern, vom Hafen an landeinwärts weithin sich erstreckenden Häuser die runden Kuppelgewölbe der türkischen Moscheen mit ihren schlanken nadelgleichen Minarets, von welchen der Gebetsrufer zu bestimmten Tageszeiten die Anhänger Mohammeds zum schuldigen Gebet auffordert mit heller, weithin vernehmbarer Stimme. Lebhaft hebt sich von ihnen ab das dunkle Grün ernster Zypressen. Oberhalb der Stadt steht gar ein ganzer Wald dieser Totenbäume des Südens bei einem mohammedanischen Friedhof in der Nähe des verfallenen Kastells auf dem Berge Pagos, der im Hintergrund in die Wolken ragt. Aber so schön wie die Stadt aus der Ferne sich zeigt, sieht sie bei näherer Betrachtung nicht aus, wie der Augenschein uns bald lehrte. Allerdings das Frankenviertel, wo die Europäer wohnen, die im Morgenland, einerlei welcher Nation sie angehören, alle den Sammelnamen Franken tragen, hat ein gefälliges, freundliches Aussehen. Stattliche, vielfach moderne Häuser in europäischem Stil ziehen sich am Hafen die lange Frankenstraße hin, welche mit großen Steinplatten gepflastert ist und sogar eine Pferdebahn aufweist. Aber die übrigen Quartiere der Griechen, Juden und besonders der Türken mit häßlichen, kleinen, oft einen zerfallenen Eindruck machenden Häusern an engen, krummen und schmutzigen Gassen lassen nach europäischen Begriffen viel zu wünschen übrig. Immerhin bietet eine Wanderung durch das Straßengewirr mit seinem, dem Abendländer fremden orientalischen Leben viel Interessantes. Wenn man die vielen in ihrem Wert sehr

verschiedenen Handelsartikel in den Bazaren und Verkaufsläden sieht, die den Besuchern sofort mit morgenländischer Aufdringlichkeit angeboten werden, bekommt man einen Begriff davon, daß Smyrna heute wieder eine große Handelsstadt ist. Um ihrer Waren und Erzeugnisse willen, besonders der weltberühmten Teppiche, ist sie unter dem türkischen Namen Ismir in der ganzen Levante der größte und besuchteste Handelsplatz. Mehr aus Neugier als um etwas zu kaufen, traten wir einmal ein in ein Teppichgeschäft, deren Herstellung, von Frauen außerhalb der Stadt betrieben, ein Geheimnis und deren Preis für gewöhnliche Sterbliche unerschwinglich ist. Der früher hier lebhafte, weit und breit-berühmte Sklavenmarkt hat seit 1872 zu bestehen aufgehört. Ein Blick auf die mancherlei griechischen Inschriften an Häusern und Straßen zeigt, daß die Griechen wie im alten so auch im modernen Smyrna noch die Hauptrolle spielen.

Auch in dieser Stadt wie in so mancher andern des Morgenlandes steht der Fuß des Besuchers auf weltgeschichtlichem Boden, welcher im Lauf der Jahrhunderte wechselvolles Geschick gehabt hat und zu dem Kenner der Geschichte von einer großen Vergangenheit redet. Als die Griechen in uralter Zeit sich auf der Westküste Kleinasiens ausbreiteten, gründeten sie am Ausfluß des Hermus eine Stadt, welche später von den Lydiern erobert zum unbedeutenden Dorf ohne Mauern herabsank. Erst unter Alexanders des Großen Nachfolger, dem Diadochen Antigonus wurde am Südende der Bucht der Ort neu und größer aufgebaut, sodaß sich hier wieder reger Handelsverkehr und lebhaftes Treiben entwickelte. Unter der Botmäßigkeit der Römer wurde die durch berühmte Rednerschulen bekannte Stadt als „erste“ ausgezeichnet und genoß mancherlei Vorrechte. In den ersten beiden christlichen Jahrhunderten war sie die schönste und reichste Stadt von ganz Kleinasien, weltberühmt durch die glanzvolle Erinnerung an Homer, den größten Dichter des Altertums, als dessen Vaterstadt sie den meisten galt und dem zu Ehren hier das Homereion, eine großartige Säulenhalle mit Bildsäulen erbaut war. Sie besaß einen prachtvollen Hafen, ein sich am Meer ausbreitendes großes Theater, viele schöne, gerade Straßen, herrliche Tempel und eine feste Burg auf dem hinter ihr liegenden Berg Mastutia, dem jetzigen Pagos.

Aber mehr als um seiner geschichtlichen Erinnerungen willen interessierte mich Smyrna wegen seiner Erwähnung im Neuen Testament und in der Kirchengeschichte. Der Name hat für christliche Bibelleser einen guten und vertrauten Klang. Er ist ihnen bekannt aus der Offenbarung Johannis, in welcher das zweite und kürzeste Sendschreiben an die dortige Christengemeinde gerichtet ist, die unter schweren Verhältnissen ihres Glaubens lebte. Wann allerdings und durch wen das Samenkorn des Christentums in der volkreichen, begüterten Handelsstadt mit ihrem rauschenden Leben Wurzel gefaßt hat, liegt völlig im Dunkeln. Unsere Kenntnis der ersten Christengemeinde zu Smyrna beruht nur auf dem, was wir aus jenem Sendschreiben entnehmen oder schließen können. Wir erfahren, daß in der großen, auf das Irdische gerichteten Handelsstadt, nicht Weise und Reiche, sondern eine kleine Schar armer und geringer Leute aus den Heiden sich der verachteten Lehre Christi anschloß, deshalb von den reichen und stolzen Heiden, sowie von der urteilslosen

Menge viel zu leiden hatte und von den christusfeindlichen Juden, welche hier, wie in allen größeren Handelsplätzen, eine namhafte Gemeinde besaßen, verfolgt wurde. Johannes nennt Smyrna wegen ihres fanatischen Hasses „des Satans Synagoge", ein Ausdruck, den Jakobus (2, 2) noch für die Versammlung der Christen braucht, für den aber später in der Christenheit wegen seiner Erinnerung an die feindseligen Juden der Name Kirche gesetzt ist. Und was ist die Veranlassung des apostolischen Trostbriefes? Es ist die Sorge um ihren christlichen Glauben, der sich in schwerer Zeit bewähren soll. Darum bittet Johannes die junge Christengemeinde treu und standhaft zu bleiben. Das waren tröstliche und ermunternde Worte für sie, die viel Bittres und Schweres äußerlich wie innerlich durchzumachen gehabt hat. Aber weil sie dem Seelenbräutigam Treue hielt bis zum Tode, ist sie gewürdigt als Braut des Lammes einzugehen zum himmlischen Hochzeitssaal. Und das gilt nicht bloß von den Tagen des Johannes. Auch später noch zu verschiedenen Zeiten ist die christliche Gemeinde zu Smyrna im kleinen das Bild einer Märtyrerkirche gewesen, welches im großen die ganze Christenheit in der Zeit der grausamen Christenverfolgungen darbietet. Wollte man die Geschichte der christlichen Märtyrer der ersten Zeit ohne Namen und Einzelheiten in kurzen Worten schildern, man braucht der kurzen Beschreibung in dem kleinsten der sieben Sendschreiben der Offenbarung nichts hinzuzufügen noch abzustreichen. Zum Beweis dafür, daß die christliche Gemeinde zu Smyrna den Namen Märtyrerkirche mit Recht verdient, sei nur einiges aus ihrer trübsalsreichen Geschichte erwähnt. Wiederholt ist die Stadt von schrecklichen Erdbeben heimgesucht. Schon im Jahre 178 n. Chr. wurde sie durch eine solche entsetzliche Katastrophe verwüstet. Die schlimmsten Schäden suchte Marc Aurel zu lindern, ein Kaiser, dessen Person zu den edelsten Erscheinungen der heidnisch-römischen Zeit gehört, dessen Name aber wegen seiner grausamen Christenverfolgungen mit blutiger Schrift in der Kirchengeschichte verzeichnet steht. Und zuletzt noch 1856 ist die Stadt wieder durch Feuer und Erdbeben verheert. Aber wie das Gold im Feuer bewährt wird, so ist auch Smyrna nach allen Nöten, die es trafen, immer wieder neu aufgebaut, zu neuer Bedeutung gelangt. Und was das Beste ist, auch die christliche Gemeinde in ihr ist nie untergegangen. Als das morgenländisch-römische Reich in Trümmer ging, kam die Stadt unter die Herrschaft der mächtigen italienischen Republik Genua, die später von dem Regiment der Türken abgelöst wurde. Seitdem der Tartarenchan Tamerlan in ihr einen Turm aus Menschenköpfen errichten ließ, ist sie türkisch geworden und geblieben. Aber wenn auch der Halbmond über ihr steht, das christliche Kreuz hat hier auch noch seine Stätte. Alle christlichen Sonderkirchen feiern in der an 200000 Einwohner zählenden Stadt heute ihre Gottesdienste unter dem Schutz des Sultans. Auch in unsrer lieben deutschen Muttersprache wird evangelischer Gottesdienst hier abgehalten. Kaiserswerther Diakonissen, deren stille, reichgesegnete Liebesarbeit im ganzen Morgenland auch von den Mohammedanern anerkannt und hochgeschätzt wird, haben hier ein schönes Lehrhaus mit prachtvollem Garten und dazugehörigem Waisenhaus, die wichtige Hilfsmittel sind für die Ausbreitung evangelischen Glaubens und evangelischer Liebe im Morgen-

land nach unsers Kaisers schönem Wort auf seiner Palästinareise: wir können das Evangelium im Morgenland nur als Evangelium der Liebe treiben. Ist diese kurze Wanderung von der Vergangenheit Smyrnas bis zur Gegenwart nicht ein geschichtlicher Beweis für die Wahrheit des in den Tagen Johannis an sie ergangenen göttlichen Worts? Ihre Treue, die auch in schwerer Zeit den Herrn nicht verleugnete, ist belohnt. Das Christentum hat sich in dieser Stadt in allem Wechsel der Zeit erhalten und blüht jetzt fröhlich, Gott gebe zu immer größerm Segen der ganzen Stadt!

Aber die Hauptsache würde fehlen, die schon in der Überschrift angedeutet ist, wenn ich den Namen und das Geschick eines Mannes nicht erwähnte, um dessen willen die Stadt noch heute in der ganzen Christenheit bekannt ist und von vielen Christen besucht wird. Es ist Polykarp, ein Schüler des Apostels Johannes und christlicher Gemeindevorsteher von Smyrna. Er, dessen Leiden und Sterben jedes Kind in der Schule hört, hatte einen Amtsgenossen in Antiochia, der sein Mitschüler bei Johannes gewesen war, der hochgefeierte Bischof Ignatius, der schon vor ihm den Märtyrertod erleiden mußte. Durch Kaiser Trajan wegen seines christlichen Glaubens zum Tode verurteilt, schrieb Ignatius auf der Reise nach Rom einen schönen Brief an die Gemeinde zu Smyrna, in welchem zum ersten Mal der Ausdruck „Katholische Kirche“ vorkommt. Es ist sehr lehrreich, daß der Bischof damit im Gegensatz zur heutigen Bezeichnung die unsichtbare Kirche meint, die Gemeinde der Gläubigen, die sich aus Gliedern aller sichtbaren Kirchen zusammensetzt, welcher wir Evangelischen auch die Bezeichnung katholisch zuerkennen, wie Luther sagt: „Katholisch kann man nicht besser verdeutschen, denn christlich, wo Christen sind in aller Welt“. Diesem Gottesmann folgte im Märtyrertod der seitdem mit dem Namen dieser Stadt unzertrennlich verbundene Polykarp. Es war daher für mich ein Akt der Pietät gegen das Andenken dieses berühmten Leiters der Märtyrerkirche von Smyrna, sein Grab zu besuchen. Die Stätte wird noch heute gezeigt. Sie liegt am Ende des wüsten Türkenviertels auf dem Berge Pagos, nahe der Straße. Etwa 20 Minuten bergan gehend, da die Pferde den Wagen die steile Straße empor nicht weiter ziehen sollten, standen wir plötzlich an der durch die Überlieferung bezeichneten Stätte. Es ist ein einfaches, weiß getünchtes, steinernes Grabmal, welches ein schlichtes Gitter umschließt. Eine schlanke Zypresse erhebt sich an der einen Seite und kennzeichnet weithin den viel besuchten Platz. Ob freilich die irdischen Überreste des frommen Märtyrers wirklich hier ruhen, ist zweifelhaft. Diese Frage war mir auch völlig nebensächlich. Denn vor meine Seele trat das Bild jenes greisen Mannes, der hier irgendwo auf dem brennenden Scheiterhaufen stehend, noch das herzergreifende Gebet sprach, welches angesichts des Todes seine besondere Bedeutung erhält und darum wert ist mitgeteilt zu werden. „Herr Gott, Allgewaltiger, du Vater deines geliebten und hochgelobten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntnis deines Wesens empfangen haben, du Gott der Engel und der Kräfte und aller Kreatur, du Gott des ganzen Geschlechts der Gerechten, die vor deinem Angesicht leben! Ich preise dich, daß du mich dieses Tages und dieser Stunde für würdig erachtet hast, auf

daß ich unter der Zahl der Märtyrer teilhabe an dem Leidenskelch deines Christus und auferstehe zum ewigen Leben nach Leib und Seele in der Unvergänglichkeit des heiligen Geistes. Möge ich unter ihnen heute als ein reiches, dir wohlgefälliges Opfer von dir angenommen werden! Denn so hast du es zuvor bereitet, so geoffenbart und nun erfüllt, du untrüglicher und wahrhaftiger Gott. Darum und für alles lobe ich dich, preise ich dich, verherrliche ich dich durch den ewigen und himmlischen Hohenpriester, Jesum Christum, deinen lieben Sohn. Durch ihn sei dir mit ihm und dem heiligen Geiste Ehre, jetzt und in alle Ewigkeit! Amen!" Diese seine letzten Gebetsworte kamen mir ins Gedächtnis auf dem Schauplatz seiner ehemaligen Wirksamkeit. Und unwillkürlich suchte ich mir an dieser denkwürdigen Stätte ein Bild zu machen von jenem stillen Ostersabbat, als sich das drohende Ungewitter einer Christenverfolgung über Polykarps Gemeinde zusammenzog und sich über seinem Haupte entlud. Wir wissen das Jahr nicht genau. Nach neuerer Ansicht war es schon 155 unter dem Kaiser Antoninus Pius, als Trajans Maßregeln für die Behandlung der Christen noch galten: sie dürfen nicht aufgespürt, aber sie müssen, wenn sie ihres Glaubens wegen angeklagt dem Bild des Kaisers nicht opfern wollen, verurteilt werden. Nach andrer Meinung ist es erst 166 gewesen unter Marc Aurel, diesem tugendstolzen Weisen aus Epiktets Schule auf dem Thron, welcher die Verfolgungsmaßregeln gegen die Christen verschärfte, indem er zu ihrer Aufspürung aufforderte, den Anklägern ihr Vermögen zusprach und die Folter zur Herbeiführung von Geständnissen duldete. Doch wie dem auch sein mag, der erbauliche Märtyrertod des Lehrers von Asien, „des Vaters der Christen, des Zerstörers unserer Götter", wie der heidnische Volkshaufe von den Juden angestiftet ihn nannte, ist uns genau bekannt. Bald nachher hat nämlich die christliche Gemeinde zu Smyrna einen ausführlichen Bericht über sein letztes Verhör und sein Lebensende an eine befreundete Christengemeinde gesandt und dieses ist der Nachwelt erhalten geblieben. Nach seinem Leiden und Sterben, welches mit seinen Einzelheiten, der standhaften Verweigerung des Widerrufs unter Hinweis auf seine 86 Jahre, seinem schon erwähnten Gebet vor dem Feuertod, selbst dem wunderbaren Zug von der Flamme, welche seinen Leib umhüllt, ein schönes Zeugnis dafür ist, wie Christi Passionsbild in seinen Nachfolgern zur Erscheinung kommt, sammelten die christlichen Brüder seine irdischen Überreste und begruben sie an würdiger Stätte. Wenn aber sein Geburtstag zum ewigen Leben, das ist sein Todestag, herankam, versammelten sich die Christen an seinem Grab zur dankbaren Erinnerung an die toten, zur Stärkung und zum Trost für die noch lebenden christlichen Glaubensstreiter. So hat Polykarp durch sein herrliches Beispiel christlicher Leidens- und Sterbensfreudigkeit seinem Namen noch im Tode Ehre gemacht und „viel Frucht" gebracht.

Wir gingen dann noch zu der auf dem Gipfel des Berges Pagos befindlichen, in Trümmer liegenden Burg, von deren teilweise erhaltenen Mauern wir eine entzückende Aussicht und einen großartigen Rundblick genossen. Der Blick schweifte über die alten Bergriesen Lydiens und Ioniens durch die Lande in die Ferne bis zu dem stolzen Tmolus. Fast in alle Gebiete der sieben apokalyptischen

Gemeinden konnten wir sehen. Den Hermusfluß vermochten wir weit zu verfolgen, wie er sich durch die grüne Landschaft schlängelt. Unter uns breitete sich das liebliche Tal des Meles aus, welches wegen seiner anmutigen Lage Paradies genannt wird. Nach dem Meere zu lag die herrliche Bucht von Smyrna, geschmückt mit ernsten Zypressen, stillen Hainen und üppigen Gärten, umrahmt von dem breitschultrigen Sipylus, dem steilen jonischen Olymp und einem mächtigen Brüderpaar von Bergen. Es war ein wunderschönes Panorama, die Berge in frischem Grün prangend, die südliche Sonne mit ihren goldnen Strahlen diesen schönen Fleck Erde am blauen Meere beleuchtend.

Aber mehr als die landschaftlichen Reize beschäftigte meine Seele die Schönheit des Christentums, an welches ich durch einen seiner Vertreter hier so lebhaft erinnert war. Dieser christliche Bischof, welcher fast hundertjährig in der Nachfolge Christi zu Smyrna litt und starb, ist nur einer von den vielen jungen und alten Jüngern Christi, die mit ihm zogen auf den Weg des Leidens und des Todes, deren treu aufgezeichnetes Leben den Gliedern der alten christlichen Kirche in der Märtyrergeschichte ein schönes Vorbild christlichen Glaubens, christlicher Liebe und Geduld im Leiden, christlicher Hoffnung auf die Seligkeit gegeben hat. Weil sie später in der katholischen Kirche wegen ihres Martertodes vielfach zu Heiligen gemacht sind, will man in der evangelischen Kirche nichts von ihnen wissen. Und doch ist es der Mühe wert, im höchsten Grade erbaulich und glaubenfördernd sich in die letzten Worte und Taten solcher Sterbenden liebevoll zu versenken. Mehr als die schönsten christlichen Lehren „ziehen" in unserem Volk gute christliche Beispiele, welche die reiche Bildergalerie der Welt- und Kirchengeschichte in Hülle und Fülle bietet. Und der Besuch geschichtlich denkwürdiger Stätten und die an Ort und Stelle besonders frisch sich aufdrängende Erinnerung an kirchengeschichtliche Geschehnisse der Vergangenheit, wie Christen, welche den gleichen hohen Ehrennamen wie wir trugen, lange vor uns mit großer Freudigkeit für Christus litten und starben, ist keine kleine Stärkung des christlichen Glaubens und der beste Beweis für das von Christus auf seine Anhänger ausgehende christliche Leben, welches kein Tod töten kann. Das hat schon der alte Kirchenlehrer Chrysostomus mit dem schönen Wort ausgesprochen: „Es ist der größte Beweis der Auferstehung, daß der getötete Christus nach dem Tode solche Macht zeigte die lebendigen Menschen zu bewegen Heimat, Haus, Freunde, Verwandte, ja das eigene Leben gegen die Eintracht mit ihm hintenan zu setzen und Geißeln, Gefahren, Tod den zeitlichen Annehmlichkeiten vorzuziehen".

A. Reuter.





Der Spuk der Urzeugung geht zur Abwechslung einmal wieder um. Die Tageszeitungen melden, daß Prof. Burke vom Cavendish-Laboratorium in Cambridge dieserhalb die wissenschaftliche Welt in große Aufregung versetzt habe. Er will nun endlich das große Problem der Urzeugung gelöst haben und zwar durch — Radium, das er auf sterilisierte — Bouillon einwirken ließ. Er will dadurch kleine Lebewesen erzeugt haben, die wachsen und sich teilen. Er verstopfte Röhren, die Radium und Bouillon enthielten, und Röhren nur mit Bouillon mit Baumwolle, setzte sie unter großem Druck einer außerordentlich hohen Temperatur aus und fand nachher in der Radiumröhre „Lebewesen", in der anderen dagegen nicht, sie waren den Bakterien ähnlich, doch sind sie nicht als solche anzusehen. Dem Tageslicht ausgesetzt verschwanden sie, im Dunkeln erschienen sie wieder. Burke will in ihnen sogar einen Kern entdeckt haben. Sie lösen sich in heißem Wasser (!!). Burke nennt sie „Radionen".

Das sind denn doch so abenteuerliche Angaben, daß ihnen zunächst die Unwahrscheinlichkeit an der Stirne angeschrieben steht: man bedenke, „Lebewesen", welche im Licht verschwinden, im Dunkeln wieder erscheinen und vor allem, die bei ungeheurer Temperatur entstehen, dabei aber in heißem Wasser sich auflösen!

Ehe man ein endgiltiges Urteil fällt, wird man Burkes Originalarbeit abwarten müssen; denn die Tageszeitungen bringen nur zu oft verstümmelte Berichte. Schon die Verwendung von Bouillon ist einigermaßen wunderlich.

Burke scheint seine angebliche Entdeckung übrigens nicht im materialistischen Sinne ausbeuten zu wollen; denn er soll sie „eine Enthüllung der Harmonie des Universums in den Werken des Allmächtigen" genannt haben, welche die Richtigkeit der Bibellehre bestätige. — Kennzeichnend ist, daß Burke der Menschheit als Erbschaft eine Sammlung von Röhren hinterlassen will, wie er sie für seine Versuche gebraucht. Dieselben sollen dann im britischen Museum aufbewahrt und in Zwischenräumen von 100 bis 1000 Jahren geöffnet und nach Lebewesen untersucht werden.

Warten wir zunächst ab, was nüchterne deutsche Nachprüfung zu Burkes „Radionen" sagen wird.

* * *

Im Jahre 1888 fand man bei Gadonski im Gouvernement Kijew einen vorgeschichtlichen Schädel, der jetzt erst genauer beschrieben wurde und welcher dem Spy-Neandertaltypus angehört: niedrige fliehende Stirn, gewaltig vorspringende Augenbrauenbogen. Übrigens gibt es in Estland eine ganze Reihe von solchen Schädelfunden jüngerer Herkunft.

* * *

Missionar Colle erzählt, daß die Baluba, ein Negerstamm, der dem Kongostaat benachbart ist, eine ziemlich klare Vorstellung von einem höchsten Wesen haben, das sie Kube, d. h. der Mächtige oder Ewige, nennen. Dasselbe schuf zuerst Sonne, Mond und Sterne, dann die Erde mit Pflanzen und Tieren und zuletzt einen Mann und zwei Frauen, die er Namen und Gebrauch von allem lehrte. Wenn dabei auch sehr mythologische Ansichten unterlaufen, so ist der monotheistische Grundgedanke doch sehr bemerkenswert.

* * *

Auch die Sozialdemokratie empfindet das Bedürfnis die christlichen Feste

umzutaufen, so schlug ein französischer Genosse u. a. vor, das Weihnachtsfest „Familienfest“ zu nennen und das Himmelfahrtsfest „Blumenfest“. Wie schön das klingt! — Genosse Peus, der einstmals Theologe war, findet dies — sehr praktisch!

* * *

Prof. Dr. Fleischmann, der Erlanger Zoologe, der als scharfer Gegner der Deszendenzlehre und besonders des Darwinismus bekannt ist, hat im vorigen Herbst in Köln in der Lesegesellschaft einen vorzüglichen Vortrag über „Die Fehler der Darwinistischen Lehre“ gehalten. Die „Kölnische Zeitung“ mußte wohl darüber berichten. Und wie geschah es? Wir lesen in dem Bericht die folgenden Sätze: „Es wird immer mißlich sein, wissenschaftliche Streitfragen von so bedeutender Schwierigkeit, bevor sie wenigstens einigermaßen geklärt sind, vor ein Forum von urteils- und kritiklosen Laien zur Erörterung zu bringen.“

Bravo, bravissimo! ganz unsere Meinung; aber merkt dann die gute „Kölnische“ gar nicht, daß sie sich hierbei an eine ganz verkehrte Adresse wendet? Sie will mit diesen Worten Prof. Fleischmann treffen, welcher in dankenswerter Offenheit, die ihm geradezu ein Martyrium einträgt, eine unbewiesene Hypothese vor der Öffentlichkeit zurückweist. Aber hat denn die „Kölnische“ noch niemals von einem gewissen E. Haeckel gehört, sind denn dieses Mannes populäre Schriften ihr gar nicht bekannt geworden, weiß sie nichts von seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“, von den „Welträtseln“ und den „Lebenswundern“? Weiß sie nicht, daß dieser bewußte E. Haeckel sich gerade in den „Welträtseln“ sehr naiv rühmt, seine wissenschaftlichen Arbeiten seien von seinen Fachgenossen nicht beachtet worden, und da habe er sich in populären Schriften an ein größeres Publikum gewandt und dieses habe sie begeistert aufgenommen? Und ist es der „Kölnischen“ unbekannt, daß in den genannten Büchern der Darwinismus zu einer sehr bequemen und mundgerechten Weltanschauung, z. T. für nur 1 Mark, verarbeitet worden ist, welche bei „urteils- und kritiklosen“ Laien reißenden Absatz findet, da es eine ebenso leichte wie für viele Menschen angenehme Ware ist?

Sollte die „Kölnische“ in der rheinischen Metropole wirklich ein so weltabgeschiedenes Dasein führen, daß sie von alledem noch nichts gehört hat? — Oh, darüber wird sie doch gewiß empört sein, vertritt sie doch auch jene aufgeklärten Kreise, für welche Haeckel gerade besonders als unantastbare Autorität gilt.

Ja, was soll man nun dazu sagen? Man duldet es Jahrzehnte hindurch, daß der Darwinismus als hohe Weisheit in populären Schriften verbreitet und naturphilosophisch ausgebeutet wird, man sieht den Unfug der „Welträtsel“ und „Lebenswunder“ mit an, sieht, daß sie in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet werden, daß sie von der tatsächlich urteilslosen Menge als Evangelium verschlungen werden. Gegen alles dies hat die „Kölnische Zeitung“ kein Wort des Tadels; aber nun, wo ein ernster, besonnener Naturforscher gegen die darwinistische Grundlage dieser und vieler anderen populären Schriften auftritt und ihre Haltlosigkeit nachweist, — da heißt es in tadelndem Ton: „Es wird immer mißlich sein, wissenschaftliche Streitfragen von so bedeutender Schwierigkeit, bevor sie wenigstens einigermaßen geklärt sind, vor ein Forum von urteils- und kritiklosen Laien zur Erörterung zu bringen.“

Es ist Fleischmann schon einmal so ergangen: als seine bedeutsamen Vorlesungen über „Die Deszendenztheorie“ erschienen, wurde ihm bei einer höchst einseitigen und minderwertigen Besprechung derselben in der „Umschau“ der schwere Vorwurf gemacht, daß er eine Sache, welche vor das Forum der Wissenschaften gehöre, vor einem Auditorium von Studenten aller Fakultäten erörtert habe. Für Haeckels und Genossen andauerndes Bemühen, den Darwinismus und Monismus in das breite Volk hineinzutragen, haben wir in der „Umschau“ dagegen noch kein Tadelswort gelesen, wohl aber hat sie selbst schon oft deszendenztheoretische und darwinistische Erörterungen für ihren doch wohl nichts weniger als fachwissenschaftlichen Leserkreis gebracht.

So also wird es gemacht: die Darwinianer dürfen ungestört und ungetadelt ihre

Hypothesen an die breite Öffentlichkeit bringen, wenn aber ein Antidarwinianer öffentlich auf die „Fehler des Darwinismus“ aufmerksam macht, dann wird ihm mit dem Brustton der Überzeugung gesagt, das gehöre nicht vor die Öffentlichkeit.

Übrigens wollen wir doch nicht verfehlen, auf zwei interessante Punkte in jener Kritik der „Kölnischen Zeitung“ hinzuweisen. Der Vortrag Fleischmanns fand in der „Lesegesellschaft“ statt, das ist doch ganz gewiß eine gebildete Gesellschaft; trotzdem bezeichnet jener Berichterstatter sie als „urteils- und kritiklose Laien“. Ich habe nicht die Mission, die Gesellschaft dagegen in Schutz zu nehmen; aber wissen möchte ich doch, wie jener Berichterstatter denn das Publikum Haeckels nennen würde, wenn anders er aufrichtig wäre!

Der andere Punkt betrifft den Ausdruck: „einigermaßen geklärt“. Ei, ei, das ist ja ein wertvolles Zugeständnis, die darwinistische Frage ist noch nicht einmal „einigermaßen geklärt“. Mehr wünschen wir gar nicht zu hören. Fleischmanns Kritik war also jedenfalls berechtigt und es handelt sich nur noch darum, vor welches Forum sie gehört.

Wir hoffen, der Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung“ wird sich die Sache noch einmal gründlich überlegen und dann auch Gelegenheit finden, den popularisierenden Darwinianern, allen voran E. Haeckel, einmal gründlich die Wahrheit zu sagen.

* * *

In Bremen geht es in christlichen Dingen lustig her! Pastor Mauritz nannte bekanntlich das Vaterunser eine alte Tapete und taufte die ihm zur Taufe anvertrauten Kinder im Namen „des Guten“, was den Bremer Senat jetzt veranlaßte alle seine Taufen für ungültig zu erklären. Jetzt will sie der vielseitige Herr auch christlich nachtaufen. Derselbe Mann war es ja auch wohl, wenn [illegible] nicht irre, der eine Predigt mit den Worten anfing, „als ich noch ein Christ [illegible]“ Von Pastor Burggrafs Schiller-Predigten haben wir ja mehrfach ber[illegible] sind gespannt, ob er nun, nachdem sie zu Ende sind, nicht auch andere [illegible] der Literaturgeschichte auf die Kanzel bringen wird, wozu sich dann vielleicht auch [illegible]mal Heinrich Heine und Löb Baruch gen. Ludwig Börne eignen. Pastor Kalthof leugnet, daß Christus je gelebt hat und hält daher lieber Predigten über Nietzsche, an dessen Existenz man ja allerdings nicht zweifeln wird, sintemalen jedermann weiß, daß er in unseren Tagen im Wahnsinn schrieb und starb.

Nun lassen aber die Lorbeeren dieser geistlichen Herren die Lehrerschaft Bremens nicht schlafen, sie wollen sich gleich jenen hervortun und haben, 500 an der Zahl, am 1. Mai 1905 beschlossen, daß der Religionsunterricht aus den Schulen entfernt werden müsse, ein Bestreben, in dem sie zusammentreffen mit den Pastoren Kalthof und Steudel, die zu ähnlichem Zweck einen „Verein für Schulreform“ gegründet haben.

Was nicht alles unter der Flagge „Reform“ durch die Welt segelt! Hoffentlich hat der Bremer Senat doch noch etwas andere Begriffe von „Reform“, als diese modernen Reformatoren. Die Bremer „Bürgerschaft“ hat freilich dem Beschluß der Lehrer schon zugestimmt.

E. Dennert.



1. Zeitschriften.

Der 2. Jahrgang der „Studierstube“ 1904 liegt abgeschlossen vor uns. Einen reichen Strom der mannigfaltigsten Anregungen und Belehrungen wissenschaftlicher und praktischer Art leitet er in die Studierstube des Theologen; auch das apologetische Inter-

esse kommt auf seine Rechnung. Ich denke hierbei weniger an die Erörterung so allgemeiner Prinzipienfragen, wie „Das Charakteristische der christl. Religion“ von Dorner und Kuhnke oder die Aufsätze von Lobstein und W. Schmidt zur Bibelfrage. Wir finden auch Einzelfragen aus verschiedenen Gebieten der Forschung in einer dem Apologeten wertvollen Darstellung. P. Pasig behandelt S. 260 ff. „Die Hyqschos-Frage in ihrer Bedeutung für die Bibelforschung“ mit dem Ergebnisse: „Die entgegenkommende Aufnahme der unter Josef in Ägypten einwandernden Israeliten erklärt sich allein durch den Umstand, daß der damalige ägyptische Herrscher ein Vertreter der Hyqschos [Hirtenkönige], also ein semitischer Namensverwandter der Israeliten war. Der Auszug der Israeliten aus Ägypten unter Mose bildete das Schlußglied in der Kette der Vertreibung der Hyqschos durch die wiedereindringenden nationalen Dynastien. Dieser Auszug mag um 1300 v. Chr. erfolgt sein (so die meisten neueren Forscher).“ —

Dr. F. Meigen plaudert S. 300 ff. unter dem Motto „Du hast sie alle weislich geordnet“ sehr interessant über „Die Regenwasserleitung der Pflanzen“. —

E. Paret handelt S. 677 ff. über die verschiedenartige Stellung des Philosophen und des Theologen zu der Frage „Grenzen des Weltalls?“ —

S. 725 ff. spricht Maurus über das Wesen der experimentellen Psychologie und ihre Bedeutung für die theologisch wissenschaftliche und praktische Arbeit. Ihre Forschungsergebnisse dürfen bei dem erkenntnistheoretischen Unterbau dogmatischer und ethischer Systeme nicht übersehen werden. Sehr bedeutsam für den Apologeten ist es, daß die physiologisch-experimentelle Psychologie eine vorzügliche Waffe zur Überwindung des Materialismus geliefert hat; denn sie hat nachgewiesen, wie die psychischen Vorgänge so völlig anders seien im Vergleich mit den physischen und wie jedes der beiden Gebiete seine besonderen Gesetze habe. Den Tatsachen des seelischen Lebens komme zum mindesten dieselbe Wirklichkeit, Selbständigkeit, Bedeutung zu, wie denen des körperlichen Lebens. „Jede naturalistische Deutung des Seelenlebens erweist sich in der Detailarbeit als eine leere Spekulation, die mit den beobachtbaren Tatsachen in Widerspruch tritt.“ Ma.

Christl. Kunstblatt Nr. 5, Mai 1905. D. Koch sagt in einem Aufsatze „Adolf Menzel, seine christliche, seine soziale und seine Schulkunst“: M. hat im letzten halben Jahrhundert kein biblisches Bild mehr gemalt. Er malte nur, was er sah. Sonst verdichten sich dem großen Künstler am Ende seiner Tage die großen Menschheitsgedanken zu inneren Bildern und Visionen, die nachzugestalten das Endziel seiner Künstlerträume ist. So ist es Peter Cornelius gegangen, der der vollendetste Gegensatz zu Menzel gewesen ist. Dieser hat vielleicht in seiner Blütezeit mit höchster Kunst allzuviel historisch-wissenschaftlichen Stoff verarbeitet, als daß ihm das ruhesame, schöpferische Lauschen an den Pforten der Ewigkeit höchstes Künstlerglück gewesen wäre. Dennoch bleibt M. ein Vorbild auch für die christl. Kunst. Die Treue gegen die Erscheinung der Natur und Menschengestalt. Die Achtung M.'s vor den Gebilden des Schöpfers hat etwas religiös Gesinntes. — Das christliche Kunstblatt 1904, Nr. 5, bringt in einem Aufsatz „Wilhelm Steinhausen über Kunst und Künstler“ folgende schöne Worte dieses Meisters: „Das ist ein Kennzeichen großer Kunst; sie offenbart ihre große Gewalt vom ersten Augenblick an. Ein Geheimnis fesselt uns gleich an sie. Das ist ihre Macht. Ohne dieses Geheimnis ist das Kunstwerk wertlos. Ohne das Unergründliche würde die Kunst nicht bestehen. In einer Zeit, welche dem Verstande, den sogenannten exakten Wissenschaften, dem Rechenexempel, dem Experiment so viel Macht einräumt, ist, wie es scheint, das Begehren unsrer Seele, ihre ungestillte Sehnsucht um so größer, sich den Geheimnissen der Kunst hinzugeben. Ohne Zweifel ist die heutzutage oft so leidenschaftlich sich äußernde Kunstliebe aus solcher Quelle zu erklären. . . . . . Wir, ein Teil der sichtbaren Welt, wir fühlen, wie ein Unsichtbares die Hände nach uns allen ausstreckt, und daß das Unsichtbare das Allermächtigste ist. Mögen wir das im Flusse des Lebens, in der rauschenden Zeit auf Augenblicke vergessen — die Stunde der Begeisterung wie der große

Schmerz sagen es uns. Das Woher der Geburt, das Wohin des Sterbens, diese Worte sind unauslöschlich auf den Wänden der Kammer unsrer Welt geschrieben, und die Kunst löscht sie nicht aus, nein, wir sehen sie plötzlich unerbittlich aufflammen auf ihren Tafeln".

Ma.

In „Natur und Kultur" 1905, Nr. 10 und 11 erörtert E. Dennert in „Kampf oder gegenseitige Hilfe bei der Entwicklung?" das Buch von Kropotkin (s. S. 71), in welchem er gegenüber dem Kampf ums Dasein die gegenseitige Hilfeleistung in der Natur betont. — In Nr. 11—14 finden sich von T. Kerckhoff „Betrachtungen über Weltall und Welt" und in Nr. 12 von Th. Adrian „Das Wesen der Elektrizität im Wandel der Zeitanschauung".

In „Prometheus" 1905, Nr. 796—798 behandelt O. Montelius „Das Rad als religiöses Sinnbild in vorchristlicher und christlicher Zeit": Das Rad war schon, als das Christentum entstand, seit Urzeiten Symbol des Sonnengottes.

Im „Globus" 1905, Bd. 87, Nr. 6, berichtet R. Lasch über des australischen Geologen Gregory Ansicht über die ältesten Spuren des Menschen in Australien (vergl. Glauben und Wissen 1904, S. 315). In nüchterner Weise zeigt Gregory, daß der Mensch Australiens erst jungen Datums ist und daß an sein tertiäres Vorkommen gar nicht zu denken ist. Die berühmten Gesäß- und Fußabdrücke kritisiert er erbarmungslos.

In Nr. 7 veröffentlicht J. Kollmann „Neue Gedanken über das alte Problem von der Abstammung des Menschen". Man hat den berühmten Pithecanthropos erectus von Dubois als Stammvater des Neandertal-Menschen hingestellt. Ferner haben neuere Untersuchungen, so die am Krapina-Menschen (vergl. Glaube und Wissen 1903, S. 56) ergeben, daß es schon zur Diluvialzeit in Europa mehrere Rassen von Menschen gab. Gegenüber Klaatsch glaubt Kollmann, daß der Mensch nicht von niederen Säugetieren, sondern von einer einzigen Art von Menschenaffen abstammt, mit zuerst entstandenen Zwergformen, der Neandertaler ist ein späterer Seitenzweig der großen Rassen. — Mehr als den Wert von Mutmaßungen haben diese Hypothesen natürlich nicht. Bemerkenswert ist, daß Kollmann an der Einheit des Menschengeschlechts festhält.

Deutsch-Evang. Blätter 1905, Heft 3. Kalweit: „Offenbarung". Die Frage nach deren Realität hängt eng zusammen mit der nach einem selbständigen Geistesleben, das Verfasser zu erweisen sucht. In demselben treten eigentümliche, nicht aus Erfahrung stammende Inhalte auf, die als Offenbarung anzusprechen sind und die der Verf. supranatural auffaßt. — Heft 4. E. Haupt: „Die Wurzel des Evangeliums Jesu". In Jesu Selbstbewußtsein war sein Beruf gegeben, andere in seine eigene Gemeinschaft mit Gott zu versetzen. Diesen Beruf übte er durch Wort, Leben und Sterben aus. Er ist die Offenbarung Gottes und steht daher der Menschheit gegenüber auf Seiten Gottes. Die Wurzel seines Evangeliums liegt in ihm selbst. Er war das Evangelium. — L. Clasen beginnt einen Artikel „Rechtfertigung und Wiedergeburt", in dem er beide Begriffe biblisch erläutert und ihr gegenseitiges Verhältnis feststellt.

„Der Türmer" 1904/5, Heft 6, bringt eine Erörterung zwischen E. Kliemke und F. Hemann über des letzteren Aufsatz „Persönlichkeit" (Glauben und Wissen 1905, S. 109); ferner K. Falke, „Die moderne Weltanschauung und das Drama"; W. S. wendet sich in „Goethe und der Materialismus" gegen die Ausschlachtung Goethes seitens des Materialismus und Monismus, z. B. seitens des „großen Kindes Haeckel". — In Heft 7 beantwortet W. Kuhaupt die Frage: „Ist Christus leiblich auferstanden?" mit Ja! und zwar mit einem geistigen Leib, der in uns ist und auch jetzt schon gegenüber dem stofflichen Leib unser wahrer Leib ist. — Heft 8 bringt viel Anregendes über Schiller, u. a. von J. Höffner „Schillers Läuterung" und von K. von Wolzogen „Schillers Charakter und Persönlichkeit" sowie in Türmers Tagebuch „Schiller und wir".

In „Monatsschrift für Stadt und Land" 1905, Heft 3, beendet A. Splittgerber seinen Artikel „Instinkt, Verstand, Vernunft": Das Tier macht von seinen Fähigkeiten blindlings Gebrauch, der Mensch mit Freiheit. Der Seele des Tieres fehlt die Vernunft, d. h. das höhere Selbstbewußtsein; dadurch wird der Unterschied zwischen Mensch und Tier nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ.

„Die Reformation" 1905, Nr. 12. O. Siebert, „Rudolf Eucken und das Problem der Willensfreiheit": Der Determinismus bringt für uns zu große Verluste mit sich, um ihn ruhig hinzunehmen; indem er die Abhängigkeit des Menschen von der Verkettung an die Natur zur Anerkennung brachte, hat er sein Verdienst, aber dies umfaßte nicht den ganzen Menschen, er hat auch ein selbständiges geistiges Leben, in dem sich seine Freiheit entfaltet. — No. 13. L. Lemme, „Krieg und Sittlichkeit": Der Krieg ist ein Übel wie die Todesstrafe. Alle nicht nationalen Kriege sind unsittlich. Die Friedensschwärmer kennen nicht die Sünde. Die im Krieg zutage tretende Hingebung an das Ganze ist echt sittlich. Moltke hat recht: „ohne den Krieg würde die Welt versumpfen und sich in Materialismus verlieren". — De le Roi, „Vom Zionismus": Israel wird durch denselben immer weiter von dem Gott des Heils und dem Weg des Lebens hinweggedrängt. — Nr. 14 und 15. Girgensohn, „Gedanken über den Fortschritt der Religion": Ideal der Religion ist sittliche Vollkommenheit im Dienste Gottes, dies verwirklicht noch keine Religion, es wird für sterbliche Menschen stets Ideal bleiben, die Religion, die ihm am nächsten kommt, ist die vollkommenste. Im Christentum, in der Botschaft von der Gottesgerechtigkeit in Christo ist der Weg gewiesen, wie von jenem Ideal so viel verwirklicht werden kann, wie es für sterbliche Menschen möglich ist. — Nr. 18. Beth, „Was hat Haeckel gegen den Gottesglauben zu sagen?", ein gutes Wort zu Haeckels Auftreten in Berlin. — Nr. 19. E. Dennert, „Die monistische Ethik", eine Darlegung der Ethik Haeckels nach seinen „Lebenswundern": sie basiert lediglich auf Egoismus und zeitigt sehr gefährliche Früchte, preist doch Haeckel den Selbstmord und die Tötung von Schwerkranken an. — Nr. 22. Wurm setzt seine „Religionsgeschichtlichen Studien" fort und behandelt die Entstehung des Polytheismus.

Natur und Offenbarung. 1904. 9. Heft. — „Der Wille in der Natur" von Prof. Dr. C. Gutberlet. Nach ihm verdient Beachtung nur der als „Vitalismus" im Gegensatze zum „Intellektualismus" von W. Wundt mit seinen Schülern und Anhängern E. König und B. Schmid gewissermaßen als Fortführung des Darwinismus behandelte Teil der sog. „Apperzeption". Ihnen ist der Wille nicht bloß das herrschende Prinzip, vielmehr sind alle Seelentätigkeiten auf den Willen zurückführbar; er hat von Ursprung an die Vorstellungen erzeugt. Daraufhin wird der Voluntarismus vom Seelenleben auf die leblose Natur und zuletzt auf das Weltall ausgedehnt; er wird zum Urgrund der Welt gemacht. Der Verf. verfolgt diese Prätension als eine von Grund aus falsche in sozusagen allen möglichen Richtungen und zeigt in allen, daß wir hierbei nur einer vernunftwidrigen und unbewiesenen Behauptung gegenüberstehen. Hierbei geht er von der Zelle aus. Um ihre erste Erzeugung zu leisten, mußten bereits die Atome Triebe und Vorstellungen der vollkommensten Art besitzen; nach Schmid sind die Atome beseelt und entbehren auch nicht irgend einer psychischen Qualität. Verf. spricht diesem wie jedem weitern die Beseelung der Materie (d. i. also die Allbeseelung und der Hylozoismus) voraussetzenden Grunde der Apperzeption jede wissenschaftliche Geltung ab und verweist dieselbe samt ihrem Grunde in das Gebiet phantastischer, aller Wirklichkeit hohnsprechender Dichtung von aprioristischer Konstruktion. Höchst lesenswert ist seine Ausführung in den zahlreichen Einzelheiten, in denen zielbewußter Wille den verschiedensten irdischen und überirdischen Gegenständen beigemessen wird; teilweise humorvoll verweist er sie in das Reich der Bilderbücher und Kindermärchen. — R. — 1905, Heft 3. Bauer, „Konstanzprinzip und Wunder": jenes kann weder schaffen noch vernichten, aber damit ist nicht gesagt, daß ein nach ihm bestehendes System nicht von außen her einen Zuwachs von

Stoff und Energie erhalten kann. Beim Wunder muß daher eine neue Ursache wirken. Es handelt sich dabei nicht um einen Widerspruch, sondern um eine Fortsetzung, die über die Naturkraft hinausgeht. — Heft 5. H. Rost beginnt einen Aufsatz: „Über den Selbstmord bei Naturvölkern": Derselbe erfolgt aus sexuellen Gründen, sowie wegen Freiheitsberaubung und schlechter Behandlung.

Natur und Glaube. 1904. Heft 8. „Nietzsche und der Darwinismus" von Hch. Gotzes. Eine in klarer und fast populärer Art geschilderte Darlegung der Übermenschnatur und Entwickelung, anhebend mit der Theorie der „natürlichen Zuchtwahl" und auf die Hypothese Darwins von der Abstammung des Menschen von der Larve einer Ascidie bis zum Menschen und über den Menschen hinaus fußend. In interessanter Weise ist der Inhalt der Nietzsche'schen Sätze aus dessen „Zarathustra" vorgeführt, und die Wege der Unhaltbarkeit des Problems desselben sind gewiesen. Daß „die ganze Theorie im theologischen Gebiete gipfele und sich in die unabsehbare Phalanx der Gegner der katholischen Kirche einreihe", ist aber so wenig wahr, als daß ihre Bekämpfer zusamt den Haeckelschen nur dem römischen Katholizismus zugehört hätten, was der Verf. wohl selbst nie geglaubt; denn der Jahvedienst ist von solchen Theorien ebenso wie der Christusglaube in Frage gestellt und auch gerade nichtkatholische Naturforscher haben den Übermenschen längst weithin verworfen! R.

2. Bücher.

B. Dörries, Die Botschaft der Freude, ein Jahrgang Evangelien-Predigten. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1903. 538 S., geb. 6 Mk. — Warum man in weiten Kreisen Dörries nicht etwa nur für einen gewandten Redner, sondern für einen Musterprediger hält, ist mir nach den vorliegenden Proben seiner Kanzelreden unerfindlich. Seeberg sagt einmal: „Die Theologie und die Predigt der Zeit sind zu apologetisch geworden; auch die sogenannte ‚moderne Theologie' ist durch und durch apologetisch gerichtet." Unter dies Urteil fällt Dörries. Seine Predigten charakterisieren sich in überwiegendem Maße als Redegefechte, freilich meist leichterer Natur, wenn es sich um Auseinandersetzungen mit allzu modernen Gegnern handelt; bei dem Gegensatz zu „altmodischen" Ansichten nehmen sie gewöhnlich einen ernsteren Charakter an; zumal im ersteren Falle werden konzessive Partikel wie „nun ja, ja doch, ja freilich, nun natürlich, nun jedenfalls, nun eben, aber gut" — diese eigenartige Blütenlese ließe sich leicht vermehren — reichlich verwertet; ob solche Wendungen, die freilich für die Art dieser Apologetik charakteristisch sind, und ferner Ausrufe, wie „du liebe Zeit", „lieber Gott" (!) Predigten zieren, die sonst das spezifisch Rethorische einer Kanzelrede ängstlich meiden, ist fraglich. D. fühlt sich nicht verpflichtet, die vorliegenden Texte wirklich auszulegen; sie dienen ihm des öfteren nur als Kleiderhaken, an welche er diese oder jene interessante Betrachtung, die u. E. dem Inhalt des Schriftwortes manchmal recht fern liegt, anhängt. Um dem Strome seines Geistes keinen beengenden Damm zu bauen, vermeidet der Verf. es grundsätzlich, für seine Betrachtungen Dispositionen anzugeben. Es scheint mir in der Befreiung von dieser alten Gepflogenheit kein Vorteil für den Inhalt der Rede zu liegen, manche Ausführung, die man dort nicht erwartet, wo man sie findet, die oft den Zusammenhang mehr zu stören als zu fördern scheint, hätte vor diesem erprobten Mittel der rednerischen Selbstzucht nicht bestanden. Diese Predigten mögen sehr „zeitgemäß" und interessant auch für moderne Leute sein; wie weit sie, um mit Häring zu sprechen, „ewigkeitsgemäß" sind, will ich nicht entscheiden.

Wie anders muten uns die zwar nicht volkstümlichen, aber dennoch schlichten und klaren, tiefen und warmen und eine reiche persönliche Heilserfahrung bezeugenden Predigten Aus dem Universitätsgottesdienste II. Von Pfingsten bis Advent (der gleiche Verlag 1903. 200 S. 2,80 Mk.) an, mit welchen weiland Prof. D. H. Schultz in Göttingen seiner akademischen Gemeinde zur Erbauung diente, er, der bekanntlich zu den

berufensten Vertretern der Apologetik und auch der praktischen Theologie gehörte. Wir wünschen diesem zweiten Halbjahrs-Bande, daß er gleich dem ersten seinen Weg in viele Studierstuben finde.

Zu den edelsten und nach Form wie Inhalt hervorragendsten Erzeugnissen der neuen Predigt-Literatur gehört ohne Zweifel die kleine Sammlung Der Herr ist mein Licht und mein Heil, Magdeburg, Evang. Buchhandlung 1904. 88 S. karton. 1,50 Mk., welche der jetzige Generalsuperintendent von Schlesien Nottebohm seiner Magdeburger Domgemeinde als Abschiedsgruß gewidmet hat.

Die moderne Predigtbibliothek bringt als 1. Heft der III. Serie 5 Predigten von Prof. D. W. Bornemann (brosch. 1,20 Mk.). Was der Verlag Rich. Wöpke in Leipzig als das Charakteristische dieses ganzen Unternehmens ankündigt, daß nämlich die Beiträge dieser Sammlung der modernen Weltanschauung Rechnung tragen, suchen wir in diesen Predigten zu unserer Freude vergebens. Es sind vollwertige Münzen aus biblischem Metall in schöner und klarer Prägung.

Wesentlich volkstümlicher, doch inhaltlich reich und im besten Sinne „modern“ sind die Predigten über den Brief des Jakobus von Pfr. Rob. Aeschbacher in Bern Seid Täter des Worts! (Bern, A. Francke, 1905. 360 S. geb. 4 Mk.)

Nicht eigenartig und anregend genug erscheinen uns die 9 Predigten von Pfr. Peter Bomfleur Sonntag und Gottesdienst (Gütersloh, Bertelsmann, 1904. 97 S. 1,50 Mk.), um ein Bedürfnis, sie durch Drucklegung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, zu rechtfertigen.

Gewinn für die Hebung und Verarbeitung biblischen Gedankengutes bieten die Homiletischen Betrachtungen über die Evangelien des Markus und Johannes von Prof. D. H. Jacoby (Leipzig, G. Strübig, 1903. 255 S. geb. 5 Mk.). In gedrängter Kürze werden abschnittweise unter Angabe eines Themas mit Disposition die Grundgedanken des vorliegenden Textes zusammengestellt.

Einen beachtenswerten, in mancher Beziehung neuartigen Versuch, wieder einmal ein ganzes Buch des Alten Testamentes im Zusammenhang zur Erbauung der christl. Gemeinde auszunutzen, legt Pfr. Fr. Doerne vor: Jesaja, der König unter den Propheten (Jes. Kap. 1—39), (Leipzig, Fr. Jansa, 1904. 256 S. geb. 5 Mk.).

Geistliche, die in Industriegemeinden arbeiten, seien hingewiesen auf Arbeiterpredigten, herausgegeben von Lic. F. J. Winter, aus der Sammlung: Die Predigt der Kirche. Neue Folge. Die Evangelische Predigt an der Schwelle des 20. Jahrhunderts Bd. 2 (Dresden und Leipzig, C. L. Ungelenk. 130 S. geb. 1,50 Mk.) und auf den im gleichen Verlag erschienenen Einzeldruck D. Drews, Der evangelische Christ in den sozialen Kämpfen der Gegenwart, Predigt über Matth. 16, 26 (0,25 Mk.).

Religiös-vaterländische Reden an das deutsche Heer und Volk Mit Gott für Kaiser und Reich hat H. Friedrici, Militär-Oberpfarrer in Metz herausgegeben (Leipzig, O. Strübig, 1904. 160 S.). Ma.

L. von Gerdtell, Ist das Dogma von dem stellvertretenden Sühnopfer Christi noch haltbar? Stuttgart, M. Kielmann, 1905. 59 S. 1 Mk. — Der Verf. beabsichtigt unter dem Gesamttitel „Brennende Fragen der Weltanschauung für denkende, moderne Menschen beantwortet“ apologetische Hefte herauszugeben. Das vorliegende ist das erste. Es behandelt eine hochwichtige Frage und kommt zu dem Ergebnis: von der kosmischen Allgeschichte aus betrachtet (Fall Satans und seiner Engel usw.) ist die Bedeutung des Todes Christi ganz klar: es ist nicht eine Strafvergeltung, kein juristischer Prozeß, sondern ein Sühnopfer, ein stellvertretendes Leiden. Christus ist nicht von Gott gestraft worden für die Sünde der Welt, sondern er hat nach der Schrift gelitten für die Sünde der Welt. So wendet sich der Verf. sowohl gegen die kirchliche Orthodoxie wie gegen die sogenannte moderne Theologie. Seine Ausführungen sind sehr geschickt und berühren sympathisch, sie schließen mit einem warmen Apell an den Leser. — Wir

empfehlen das Heft sehr warm wegen seines großen apologetischen Wertes und erwarten die weitern Hefte mit Freuden als Bundesgenossen im Kampf. Dt.

Traugott Kühn, Skizzen aus dem kirchlichen und sittlichen Leben einer Vorstadt. Neue Folge. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht, 1904. 1,20 Mk. — Der anonyme Verf. ist Pastor in einer hauptsächlich von Sozialdemokraten bewohnten Vorstadtgemeinde. Er hat eine scharfe Beobachtungsgabe, ein warmes Herz für die mancherlei Nöte der unteren Volksklassen und besitzt die Gabe interessanter und fesselnder Darstellung. Es sind keine erfreulichen, aber höchst lehrreiche Bilder, die er uns entwirft, lehrreich in erster Linie für den Geistlichen, der unter ähnlichen Verhältnissen wirkt, lehrreich und zur sozialen Arbeit anfeuernd, aber auch für jeden anderen, der nicht gleichgiltig an den Schäden in unserm Volksleben vorübergehen, sondern Hand anlegen möchte, damit es wieder besser werde. F.

W. Boyd Carpenter, Lord-Bischof von Ripon, Der Menschensohn unter den Söhnen der Menschen. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von L. Pfeiffer. Groß-Lichterfelde-Berlin, E. Runge. Preis 2,75 Mk., geb. 3,75 Mk. — Ein empfehlenswertes Buch, das uns in zwölf scharf gezeichneten Charakterbildern den Menschensohn in seinem Verkehr mit den verschiedensten Persönlichkeiten und in seinem Eingreifen in ihr Leben vor Augen führt und zwar als den gründlichsten Menschenkenner und den weisesten Erzieher, der jeden nach seinen Anlagen, Tugenden und Fehlern in seine Schule zu nehmen und unter den machtvollen Einfluß seines Geistes zu stellen weiß. — F.

Platon, Das Gastmahl. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner. Leipzig 1903, Eugen Diederichs. 84 S. 2 Mk., geb. 3 Mk. — Platons Symposion in dieser Übersetzung zu lesen ist auch nach der Lektüre von Schleiermachers Übertragung ein Genuß. Es ist dem Verf. meisterhaft gelungen, die platonische Kunst der Darstellung wiederzugeben. Sehr wünschenswert wäre eine Einleitung gewesen. Ihr Fehlen erklärt sich wohl daraus, daß der Übersetzer die Worte unmittelbar auf den Leser wirken lassen wollte. Der Verlag erwirbt sich durch die Herausgabe solcher Meisterwerke aus alter und neuer Literatur in so gediegener Ausstattung ein Verdienst. H—W.

G. Claß, Prof. d. Philos., Die Realität der Gottesidee. München 1904, C. H. Beck'scher Verlag. 94 S. — Eine tiefgründige und ansprechende (nicht populäre) Behandlung der Frage nach dem Dasein Gottes. Für apologetische Zwecke wertvoll. — R.

G. Mie, Prof. Dr., Moleküle, Atome, Weltäther. Leipzig, Teubner, 1904. 137 S. 1,25 Mk. — Ein sehr bedeutsames Kapitel aus der modernsten Naturwissenschaft wird hier von berufener Hand (einem Physiker) in klaren Strichen gezeichnet.

J. Scheiner, Prof. Dr., Der Bau des Weltalls. 2. Aufl. Leipzig, Teubner, 1904. 144 S. 1,25 Mk. — Eine kurze und gut orientierende Darstellung des astronomischen Wissens. Der Verf. ist Anhänger von der Unendlichkeit der Welt und der Ewigkeit der Zeit, schließt aber sein Buch damit, daß wir von den ersten und letzten Dingen nie etwas wissen werden. Dt.

O. Zöckler, Prof. Dr., Die christliche Apologetik im 19. Jahrhundert, Gütersloh, C. Bertelsmann, 1904. 123 S. geb. 3,50 Mk. — Der Senior unter den deutschen Apologeten schildert in diesem Buch die bedeutendsten evangelischen Apologeten des vorigen Jahrhunderts: Hengstenberg, Tholuck, Hofmann, Beck, Ebrard, Dorner, von Zezschwitz, Delitzsch, Grau, Frank, Kübel, Luthardt, Schultz, Cremer. Das Buch ist für jeden Apologeten eine sehr wertvolle Gabe, auch die Beigabe von Porträts ist dankenswert. — Dt.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von J. E. Freiherr von Grotthuß. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. — Diese Sammlung soll das Große aus der Literatur früherer Zeiten der Gegenwart erhalten, z. T. in gekürzter Form, was ja unserer Schnellebigkeit entgegenkommt. Wir begrüßen das Unternehmen lebhaft und sagen, daß es unsere Erwartungen erfüllt hat. Vor uns liegen 3 Bände (à 2,50 Mk.): E. Gros, Die heilige Schrift, A. Messer, Kant und R. Zoozmann, Abraham a Santa Clara. Wir sind dem Herausgeber dankbar, daß er mit dem „Buch der Bücher" beginnt.

Es bringt eine Auswahl, die an sich recht glücklich ist. Mann kann ja darüber streiten, ob es richtig ist, aus der Bibel eine solche Auswahl zu machen, allein es ist sicher, daß man so doch manchem die Bibel wird näher bringen, sodaß er dann auch zur ganzen greift. — Der zweite Band ist geschickt aus Kants Kritik der reinen Vernunft zusammengestellt und daß Abraham a Santa Clara in dem dritten der Vergessenheit entrissen wird, ist sehr löblich. G.

Peter Rosegger, J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders. 11. Tausend. Leipzig, L. Staackmann, 1905. 394 S. — Ein wunderbares Buch: Ein Attentäter ist zum Tode verurteilt und schreibt in der Zwischenzeit bis zur Vollstreckung des Urteils aus dem Gedächtnis das Leben Jesu nieder in der Sprache des Volks. Dabei laufen auch Dinge aus der Legende mit unter, auch Verschiebungen usw. der biblischen Berichte, kurz manches, was einen evangelischen Leser wunderlich anmuten muß. Im ganzen aber glaube ich doch, daß es bei manchen Lesern apologetisch wirken kann. Das religiöse Ringen Roseggers zeigt sich in diesem Buch jedenfalls wieder von einer interessanten Seite. Dt.

Th. Kappstein, Peter Rosegger, ein Charakterbild. Stuttg., Greiner & Pfeiffer, 1904. 334 S. 5 Mk. — Den zahllosen Verehrern des liebenswürdigen Dichters wird diese liebevolle Schilderung seines Lebens eine große Freude bereiten. Wir empfehlen das Buch auf das angelegentlichste. Dt.

E. Fischer, Prof. Dr., Der heutige Stand der Deszendenztheorie und unsere Stellung zu derselben. Bern, Generalsekretariat der christlichen Studentenkonferenz, 1904. 14 S. 0,25 Mk. — Ein mannhaftes Zeugnis eines Naturforschers, abgelegt in einer christlichen Studentenkonferenz, ein wohltuendes Ereignis in dem Zeitalter der Ladenburg und Haeckel und im Lande Dodels. Der Verf. hat der Deszendenzlehre gegenüber ungefähr die Stellung des Referenten. Dt.

E. G. Steude, Lic., Sem.-Dir., Die Unsterblichkeitsbeweise. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1904. 154 S. 2,40 Mk. — Dieses Heft bildet Nr. 1 einer Sammlung: Praktische Apologetik, die wir lebhaft begrüßen. In seiner lichtvollen, klaren und aufrichtigen Weise behandelt unser verehrter Mitarbeiter in dieser neuesten Schrift die für die Unsterblichkeit aufgestellten Beweise: die „populären", die „theologischen", die „philosophischen" und die „pneumatologischen". Das Wertvolle des Buches liegt darin, daß es dem Apologeten praktische Dienste bei seiner Arbeit leistet. Dt.

O. Siebert, Dr., Rudolf Euckens Welt- und Lebensanschauung. Langensalza (Beyer) 1904. 72 S. Mk. 1.20. — Daß der Verfasser der „Geschichte der neueren deutschen Philosophie" das System Euckens gesondert darstellt, um sowohl in das Studium desselben einzuführen, wie auch zum Rückblick anzuleiten, ist sehr dankenswert. Denn Euckens Bemühungen um eine nicht bloß ideale, sondern religiöse Weltansicht und Lebenserklärung sind wert in weitesten Kreisen gewürdigt zu werden. B.

E. Ott, Dr., Die Religionsphilosophie Hegels, in ihrer Genesis dargestellt und in ihrer Bedeutung für die Gegenwart gewürdigt. Berlin (Schwetschke) 1904. 128 S. Mk. 3.— Diese Schrift will einmal durch eine genetische Darstellung von Hegels Religionsphilosophie dem geschichtlichen Verständnis des Philosophen der Absolutheit dienen, zum andern will sie zeigen, wie in der Gegenwart dies System fruchtbar werden kann. Zur Erreichung des ersten Zwecks wird der Darstellung der Hegelschen Gedanken ein Blick auf die treibenden Kräfte im Lebensgang und in den Prinzipien des Philosophen geworfen. Für die folgende Darstellung ist mit gutem Grunde die 1. Aufl der Religionsphilosophie bevorzugt. Ott bietet hierbei zugleich eine Ehrenrettung Hegels gegen viele landläufige Entstellungen seiner Meinungen, sonderlich was die Wertung des Glaubens und der Person Jesu anlangt. Betreffs der gegenwärtigen Bedeutung dieser Religionsphilosophie kommt es ihm auf die Grundzüge an, während er den Pantheismus und die Sündentheorie Hegels mit Recht umgebildet wissen will. B.

K. Thimme, Lic., Luthers Stellung zur Heiligen Schrift. Gütersloh

(Bertelsmann). 104 S. Mk. 1.80. — Eine umfassende und gründliche Studie über die wichtige Frage, aus welchen Gründen und in wie weit die heilige Schrift nach Luthers Auffassung die Autorität für den Christen ist. Eine Untersuchung, die vor allem auch unbefangen die von Luther an der Bibel geübte Kritik würdigt. B.

Ed. König, Prof. D., Alttestamentliche Kritik und Offenbarungsglaube. Gr.-Lichterfelde (Runge). 55 S. Mk. 0.90. — König ist als besonnener Forscher bekannt. Hier zeigt er, wie bei Berechtigung der Text- und Literarkritik die Meinung unberechtigt ist, daß die prophetischen Bücher des Alten Testaments nicht auf historischer Grundlage stehen. Ebenso weist er die Geschichtlichkeit des Erzählungsstoffs der alttestamentlichen Geschichtsbücher nach. Die Geschichte des Hebräischen und der weltgeschichtliche Hintergrund bieten ihm die Hauptargumente. Einige beliebte Schlagstellen der negativen Kritik werden durch die Analogie alter Profanhistoriker trefflich beleuchtet. B.

H. Fr. Schmidt, Pastor in Cannes, Zur Entwicklung Jesu. Basel (Helbing und Lichtenhahn) 1904. 48 S. 1 Mk. — Verf. will zwischen den extremen Richtungen vermitteln und sagt dazu manches Gute. Vor allem kämpft er dagegen, bei Harnack bloß Unglauben zu sehen. Im Gegensatz dazu stellt er die positiven Momente bei ihm heraus, um ein gegenseitiges Verständnis anzubahnen. B.

M. Dreßler, Die Welt als Wille zum Selbst. Eine philosophische Studie. Heidelberg (Winter) 1904. 112 S. 3 Mk. — Diese Schrift enthält viel Treffliches. D. will den Monismus begründen, aber nicht den materialistischen, sondern im strengen Gegensatz gegen den Materialismus denjenigen Monismus, welcher aus dem empirischen Dualismus als höhere Einheit sich ergibt. Er will daher auch nicht den indischen intellektuellen Mystizismus, wenn auch seine Ausdrucksweise sich vielfach mit diesem berührt. Er wertet das Gefühl und kommt zu dem Schluß: Die Einheit von allem ist Gott. „Das Sein der Dinge der Welt ist nicht ihre Wahrheit; ihre Wahrheit ist Gott. Derselbe Gott, der auch des eigenen Wesens Wahrheit ist und der sich kündet im übermächtigen Gefühl.“ B.

Ein Blatt „Rettung“ gibt der deutsche Zentralvorstand vom Blauen Kreuz heraus (Verlag Elim, Barmen), es erscheint wöchentlich, die Nummer von je vier Seiten kostet nur 1 Pfg. Wir empfehlen es zur Verbreitung der Bestrebungen des Blauen Kreuzes (gegen den Alkoholismus) sehr lebhaft.

Für Freunde des Tierschutzes sei empfohlen: „Tierschutz-Korrespondenz“ (viermal jährlich), deren Abdruck unentgeltlich gestattet ist, und „der Tier- und Menschenfreund“, dessen Aufklärungs-Nummer unentgeltlich versandt wird (Dresden „Internationaler Verein“, Cranachstraße 18) zum Vorbau einer Massen-Eingabe an den deutschen Reichstag. Sonst kostet die Zeitschrift jährlich 2 Mk.

Warm empfehlen wir „Wehr und Waffe für die Jugend“ (Berlin, Fr. Zillessen, wöchentlich vier Seiten).

Grützmacher, R., Prof. Lic., Weltweites Christentum. Skizzen aus Leben und Geschichte. Hamburg, G. Schloeßmann (G. Fick) 1894. 124 S. 1,30 Mk. — „Anspruchslose Bilder aus dem bunten Farbenspiel, das Leben und Geschichte reichlich bieten“, so hat der Verf. die in dieser Schrift gesammelten, z. gr. T. schon in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze treffend gezeichnet. Sie werden manchem manches bieten. Ma.

Jamrowski, H., Pfarrer, Jesu und seine ersten Jünger. Wie entsteht Glaube? Königsberg i. P., 1904, Evang. Buchhandlung des ostpreuß. Prov.-Ver. für innere Mission. 31 S. 0,30 Mk. — Ein schlichter Beitrag zur Psychologie des Glaubens an der Hand von Joh. 1, 35—51. Ma.

Kneller, K. A., S. J., Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft. 2. verb. u. verm. Aufl. Freiburg i. Br., 1904. VI und 403 S. 4 Mk. — Wie der Referent in seiner „Religion der Naturforscher“ Berlin 1903, 6. Aufl., so weist hier K. nach, daß die meisten Naturforscher gottesgläubige Männer waren, er

beschränkt sich dabei auf das letzte Jahrhundert. Das Buch bietet ein sehr reiches apologetisches Material. Dt.

Wasmann, Er., S. J., Die moderne Biologie und die Entwicklungslehre. 2. verm. Aufl. Freiburg i. Br., 1904. XII und 324 S. 5 Mk. — In diesem bemerkenswerten Buch legt der bedeutende Ameisenforscher seine Stellung zu den heutigen Fragen der Biologie dar, besonders eingehend behandelt er die Entwicklungslehre, wobei er reiches Material aus seinem Forschungsgebiet anführt. Sein Standpunkt ist der des Referenten: Ablehnung des Darwinismus, Annahme einer gemäßigten Entwicklungslehre. — Dt.

Lüdemann, H., Die germanisch-katholische Kirche und Das germanische Papsttum, die Fabel von Christo, die ewige Religion, Ausblicke in Deutschlands Zukunft. Zu beziehen durch Otto Weber, Leipzig, Salomonstraße 6. 102 S. und 45 S., beide zusammen 2 Mk. — Verf., der sich bezeichnet als Correspondent für die Firma Gott und Söhne, kennt nur einen universalen geistigen Christus, in dem von Paulus gezeichneten Christusbilde kann er nur den Antichrist sehen. Er fühlt sich von Gott beauftragt seine Zeitgenossen von Staatskirchentum, Priestertum und Ritschlianismus zu erlösen, um so möglichst viel germanische Päpste zu schaffen. Eine sonderbare Mischung von heidnischen, christlichen, mystischen, rationalistischen Gedanken und kühnen Paradoxien in wunderlich krauser Form. W.

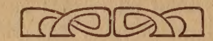
P. Schwartzkopff, Professor, Gott in uns und Gott außer uns. Eine Existenzfrage für die religiöse Gewißheit. Halle a. S. C. Ed. Müller's Verlag. 1905. 56 S. 1.— Mk. — In seiner bekannten Durchsichtigkeit und überzeugenden Klarheit zeigt der Verf., unser verehrter Mitarbeiter, in diesem neuen Werkchen, daß bei aller Gottinnigkeit des Standpunkts, der Gott im eigenen Herzen sucht und findet, dies doch nicht als vollgültiger Gottesbeweis gelten kann, daß dieser vielmehr noch eine objektive Darlegung fordert, wie sie der Verf. in seinem Buche „Beweis für das Dasein Gottes“ mit Glück versucht hat. Nicht ganz stimmen wir mit dem überein, was er hinsichtlich der Person Christi als Gottesbeweis sagt; aber voll und ganz glauben wir an die Wahrheit seines Wortes: „So unentbehrlich freilich eine äußere Bewährung der Existenz Gottes für den denkenden Menschen unserer Zeit ist, so wenig kann sie allein das tiefste Verlangen des Herzens stillen. Haben wir Gott in uns gefunden, so haben wir Frieden und volles Genüge. Ist uns einzig das Dasein Gottes außer uns verbürgt, so ist damit überhaupt noch nicht eine ‚Religion‘, ein persönliches Verhältnis zu ihm gewonnen. Der Weltschöpfer schwebt über dir in erhabener Ferne. Als dein Gott kann er dir nur nahe sein in deinem Gemüte. Sein volles Vaterherz hat sich uns erst in Christi Herzen erschlossen.“ — Ich könnte diese Worte als Motto für die apologetische Arbeit setzen, die Glauben und Wissen leisten will. Dt.

Otto Schrader, Dr., Maya-Lehre und Kantianismus. Berlin, Paul Raatz, Verlag für Religionswissenschaft. 1904. 30 S. 1.25 Mk. — „Der ebenso einfache, wie tiefe Ursprung des indischen Idealismus wurzelt in folgenden Schlüssen: 1. Brahman ist alles, also bin ich ein Teil von Brahman. Aber 2. Brahman ist Einheit und wandellos; alle Vielheit und Veränderung ist Schein (maya), also bin ich das ganze Brahman, bin nur scheinbar ein Teil der Welt, bin meinem innersten Wesen nach über der raumzeitlichen Vielheit erhaben. Dieser Mayalehre liegt eine geniale Intuition zugrunde, dem deutschen Idealismus eine falsche Erkenntnislehre“ (S. 5). Der Verfasser nennt es im Vorwort eine nicht zu duldende Vergewaltigung, das, was der Vedanta seit bald drei Jahrtausenden als das höchste Wissen verkündigte, durch die Brille der Kant-Schopenhauerschen Philosophie zu betrachten und Parallelen zu sehen, wo keine sind. Wegen der Ausführung dieses Gedankens, verweisen wir auf die kleine, anregend geschriebene Schrift selbst. Der Verf. meint (S. 22), die Mayalehre als solche werde über kurz oder lang auch bei uns anerkannt. Ich aber bin der Überzeugung, man werde über kurz oder lang noch mehr als seither mit Kant bewundernd stehen vor dem gestirnten Himmel über uns und vor dem moralischen Gesetz in uns. L. W.

Fr. Rittelmeyer, Dr. phil., Pfarrer in Nürnberg, Friedrich Nietzsche und die Religion. Ulm, Kerler 1904. 95 S. 1.80 Mk. — Nietzsche hat einmal gesagt: „Der vollkommene Weise macht aus seinem Gegner einen Gott mit leuchtenden Waffen; dann erst kämpft er gegen ihn." Keinen seiner Gegner hat er selbst nach dieser schönen Devise behandelt, am wenigsten das Christentum, und dessen Vertreter vergelten ihm nicht Gleiches mit Gleichem. R. geht u. E. in seiner Anerkennung und kaum verhehlten Bewunderung für den Gegner zu weit. Doch sind seine vier Vorträge über N.'s Persönlichkeit und religiöse Entwicklung, seinen Kampf gegen das Christentum, seine Lehre und seine bleibende Bedeutung in hohem Maße anregend und voll neuer Gesichtspunkte. Ma.

E. Wasmann, S. J., Menschen- und Tierseele. Köln, J. P. Bachem, 1904. 2. Aufl. 16 S. — Eine kurze aber vorzügliche Erörterung der Gründe, weshalb wir eine grundsätzliche Verschiedenheit von Menschen- und Tierseele nicht nur feststellen dürfen, sondern sogar müssen. Dt.

G. Th. Fechner, Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1904. 274 S. 3 Mk. — Wie andere Schriften, so ist auch hier ein Werk des edlen Naturforschers und Philosophen wieder neu aufgelegt, das recht geeignet ist, in seine Gedankengänge einzuführen. „Nachtansicht" ist die Ansicht, daß die Welt im mechanischen Geschehen aufgeht, „Tagesansicht", daß in ihr ein Gott waltet. Dies Buch will den Blick für die Tagesansicht öffnen. Dabei berührt es viele auch in der Gegenwart lebendige Probleme und gibt viele schöne Gedanken, wie das bei Fechner nicht anders möglich ist. Dt.



Bibliothek.

Der Abonnent zahlt außer Ersatz der Portokosten und 15 Pf. Verpackungsunkosten pro Heft oder Band wöchentlich 15 Pf. Jahresabonnement der Bibliothek pro Bd. 4 Mk.

121. Dutoit-Haller, Dr. med., Schöpfung oder Entwicklung. Basel, 1892. 44 S.
122. Fr. Ehrenfeuchter, Dr., Christentum und moderne Weltanschauung. Göttingen, 1876. 416 S.
123. L. Busse, Prof. Dr., Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Leipzig 1904. 164 S.
124. E. G. Steude, Lic. theol., Die Unsterblichkeitsbeweise. Gütersloh, 1904. 154 S.
125. P. Paulsen, Dr. phil., Das Leben nach dem Tode. Stuttgart, 1901. 63 S.
126. E. Hornemann, Dr. med., Vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode. Gotha, 1898. 38 S.
127. L. Weber, Lic. u. a., Geschichte der sittl., rel. und soz. Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. Gütersloh, 1895. — Derselbe, Die Wissenschaften und Künste der Gegenwart in ihrer Stellung zum biblischen Christentum. Ebenda 1898. — Beide in 1 Band gebunden. 487 und 411 S.
128. R. Seeberg, Prof. D., Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903. 392 S.
129. W. Sorge, Dr. med., Religion und Naturwissenschaften keine Gegensätze. Berlin, 1893. 80 S.
130. Br. Finger, Tolstoisches Christentum. Stuttgart 1902. 51 S.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.